Zeitschrift: Berner Taschenbuch

Herausgeber: Freunde vaterländischer Geschichte

Band: 16 (1867)

Artikel: Vier Tage in Athen : einige Blätter aus den Notizen einer Reise in den Orient. Zweite Abtheilung

Autor: Ludwig, Gottfried

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-122043

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Vier Tage in Athen*).

Einige Blätter aus den Notizen einer Reise in den Orient,

von

Gottfried Ludwig,

Pfarrer in Diesbach bei Büren.

Dritter Tag.

Der Kerameikos. Das Kloster Daphni. Die Bucht von Salamis und die thriasische Ebene. Eleusis. Die Schenke, die Mysterien, die Ruinen und Antiken, Kostüme. Akademie. Kolonos. Diner. Betrachtungen bei einer Tasse.

So wie wir schon aus den Begräbnißplätzen der Gegenwart höchst interessante Rückschlüsse auf Gesittung und Glaubensstand des betreffenden Ortes thun können — von dem mit hohem Gras und Gestrüpp überwucherten und mit einer Wäsche verhängten Gottesacker einer entlegenen Landgemeinde bis zu Père-Lachaise, auf dem oft die gewaltigsten Monumente mit den unbedeutendsten

---

*) Die erste Abtheilung dieses Aufsatzes steht im Jahrgang 1866 des Taschenbuches. Anm. d. Herausgebers.

Namen sich erheben; von dem feierlichen Ernste der Herrenhuter-Friedhöfe durch alle rationalistische Hausbackenheit und poetische Ueberschwänglichkeit hindurch bis hinab zu jenem bekannten Nürnberger-Epitaph vom zankenden Weib, das der Cicerone mit sichtlicher Freude dem Fremden zeigt; — wie namentlich der Campo Santo zu Pisa mit seiner aus dem heiligen Lande selbst herübergeholten Erde, oder gar die Katakomben Roms mit ihren unbeschreiblich einfachen, aber überwältigenden Inschriften uns in die Grundgedanken, in das Lebensprinzip einer uns schon ferner gerückten Zeit vollständigst hineinversetzen: so ist eine nähere Bekanntschaft mit der Todtenbestattung der alten Kulturvölker nicht nur für den Gelehrten und Alterthumsforscher, sondern überhaupt für jedweden Gebildeten von der größten Wichtigkeit und von den lohnendsten Ergebnissen.

Es kann sich nun freilich hier weder um eine dießfällige Abhandlung im Allgemeinen, nicht einmal um eine spezielle Anwendung davon auf die Griechen und die Athenienser handeln. Es soll sich daraus lediglich das hohe Interesse erklären, das wir — nachdem wir vereinzelte Grabstellen und Sarkophage schon in Menge gesehen — an dem Besuche eines erst neulich ausgegrabenen öffentlichen Begräbnißplatzes des alten Athen hatten.

Auch Mittags den 29. Juni (1864) waren wir nach unserer Gewohnheit schon um 5 Uhr marschfertig. Das war allerdings für mich, der ich von Morpheus in den süßesten und tiefsten Schlaf eingewiegt worden, keine sonderliche Heldenthat; aber mein lieber Freund, der von Wanzen und Mosquitos entsetzlich geplagt, die ganze Nacht im Lehnstuhl zubringen mußte und dann doch stets rüstig und parat war, verdient wohl eine öffentliche

Ehrenmeldung. Der Morgen ist wieder klassisch. Es mag vielleicht für uns Nordländer angenehmer sein, Athen im März oder im April zu besuchen, aber um die Kraft der griechischen Sonne und das Unvergleichliche des griechischen Himmels und das Wundersame der griechischen Luft zu sehen, zu empfinden, mit einem Wort um wirklich im lieben Griechenland der Alten sich wiederzufinden, muß man sich dort im Sommer aufhalten.

Westwärts ziehen wir die stattliche Hermesstraße entlang. Bald sind wir im Freien, und nach wenigen Schritten stehen wir an einem Scheidewege. Hier erhob sich einst das Thor Dipyle, das Doppelthor, das den Zugang zu dem links ablenkenden Weg nach dem Piräus eröffnete, gradaus aber zu der heiligen Straße nach Eleusis führte. Ein kleines Gotteshaus, der heil. Dreifaltigkeit geweiht, krönt jetzt den mäßigen Hügel, der gegen diesen Scheideweg zu abfällt. Ringsum hatten im Laufe der Zeiten die wildesten Stürme gewüthet und die köstlichsten Ueberreste denkwürdiger Tage schonungslos zertrümmert. Hier aber hatte das Heiligthum seine Aegide schirmend ausgebreitet und die Wuth der Zerstörer fern zu halten gewußt. So kam es, daß ein glücklicher Schaufelstich zu den interessantesten, in neuester Zeit zu Athen vorgenommenen Ausgrabungen führen konnte.

Eine ganze Reihe stattlicher Grabmonumente sind auf der linken Seite der alten heiligen Straße bloßgelegt. Sie stehen noch genau an demselben Orte, an dem sie vor Jahrtausenden errichtet worden sind. Unter ihnen ist wirklich dieser und jener berühmte Todte, von dem die Inschrift redet, oder den eine bildliche Darstellung verherrlicht, bestattet worden. Ohne Zweifel ist dieß der äußere Kerameikos (Töpfermarkt), allwo nach den

Berichten der Alten die im Kampfe Gefallenen und sonst Personen höheren Ranges beigesetzt wurden, während in den Werkstätten des innern und eigentlichen Kerameikos jene noch jetzt bewunderten Figuren und Geräthe aus Thon geformt wurden.

Die Griechen erwiesen ihren Todten große Ehre. Ein ehrliches oder gar ein ruhmvolles Begräbniß galt ihnen über Alles. Man braucht nur die Antigone des Sophokles zu lesen, um zu erfahren, welcher Opfer ein Griechenherz fähig war, einem theuren Anverwandten diese letzte Weihe zu erweisen. Aber der heitere Sinn des Griechen konnte sich zu den dumpfen, schauerlichen Grabhöhlen der Aegypter und Hebräer eben so wenig entschließen, wie sein künstlerischer Genius zu den monstruösen Pyramiden des Nilthales, an denen die Römer schon mehr Geschmack fanden. Auch über dem Grabe sollte sich der wunderbare Himmel wölben, auch am Grabe noch sollte das Ebenmaß, die Schönheit der Form nicht verletzt werden. Die Gräber sollten Denksteine sein, welche den Vorübergehenden zu den gleichen Thaten der Vaterlandsliebe und der edlen Gesinnung ermunterten.

Da sind es drei Monumente, ein und derselben Familie angehörend, die zuerst unsere Aufmerksamkeit auf sich lenken. In der Mitte ein schlanker, 12 Fuß hoher Stein mit einem Aufsatz von feinster griechischer Arbeit. Die Inschrift lautet:

Agathon, Sohn des Agathokles, von Heraklea.
Sosikrates, Sohn des Agathokles, von Heraklea.

Der eine dieser Brüder, Agathon, hat rechts davon noch sein besonderes Denkmal, während zur Linken das Grab der Frau des Agathon, der Korallion, sich befindet. Das Relief, welches das letztere schmückt, ist von großartiger Wirkung. Auf einem Stuhle sitzt Korallion,

ein Weib von edler Gestalt. Voll Wehmuth blickt sie ihren Gatten Agathon an, der schmerzerfüllt ihr zum letzten Mal die Hand reicht. Im Hintergrund steht eine männliche und eine weibliche Figur, wahrscheinlich der Bruder Sostkrates mit seiner Gattin. — Wir haben da eine heilige Familienscene aus dem altgriechischen Leben, wie wir sie schöner, ergreifender nirgends antreffen können.

Auf einem andern Steine, dessen Inschrift mir entgangen, siehst du den finstern Charon mit seinem Nachen einer Gruppe von zwei Männern und zwei Frauen sich nähern, um unerbittlich Jemanden aus ihr abzuholen. Doch ich will dich nicht von Denkmal zu Denkmal führen, noch von all' den Ueberresten von Säulen, Vasen, Thier- und Menschengestalten reden, die hier in Masse herumliegen. Nur andeuten will ich, daß man auch hier wieder gar werthvolle Aufschlüsse darüber erhalten kann, wie die Griechen bei der Plastik und Architektur den Farbenschmuck verwendeten. Aber stehen mußt du mir noch einen Augenblick vor einem Grabsteine, den ich nicht genug betrachten und bewundern konnte, ja den ich noch heute fast so lebendig vor mir liegen sehe, wie dazumal. Schon die Inschrift ist höchst interessant:

„Dexileos, des Lysanias Sohn, ein Thorikier,
War geboren als Tisander Archont war,
Starb (unter dem Archonten) Eubolidos,
Einer von den fünf Rittern zu Korinth."

Nun wissen wir aus Xenophon (Hell. IV, 2), daß ums Jahr 394 v. Chr. die Schlacht von Korinth stattgefunden. Es ist auch bekannt, daß um eben diese Zeit Eubolidos Archont war. Hingegen findet sich ums Jahr 414 v. Chr. wohl ein Archont Pisander, aber nicht Tisander. Es wird nun auf diesen Fund hin vorge-

schlagen, den gebräuchlichen, nur von Diodor Sikulus uns überlieferten Namen Pisander in Tisander zu verwandeln. Dann stimmt Alles gut. Dexileos wäre sonach als zwanzigjähriger Jüngling vor Korinth den Heldentod gestorben, und sein Monument eines von denen, derer Pausanias (Attika 29, 8) als auf dem Wege nach den Akademien den zu Korinth gefallenen Kriegern errichteter erwähnt.

Und nun die Relief-Arbeit, denn die ist die Hauptsache.

Der kühne Heldenjüngling ist mitten in seinem Siegeslaufe dargestellt. Er hat eben einen feindlichen Fußkämpfer niedergerannt. Noch fliegt sein faltenreiches Gewand in den Lüften ob der Windeseile, mit der er hinangebraust. Die Rechte hat er erhoben, um mit der Lanze seinem Gegner den Todesstoß zu geben. Dieser ist ganz unter das wild sich bäumende Pferd gerathen. Während sein rechtes Bein schon widerstandslos ausgestreckt ist, sucht er sich, auf's linke Knie gestützt, mit verzweifelter Anstrengung aufzurichten. Mit dem linken Arm lehnt er sich an seinen Schild, mit dem rechten wehrt er, die Stirne schützend, die ihn bedrohenden Vorderbeine des Pferdes von sich ab. Aber er ist verloren! Auf seinem Gesichte ist männliche Ergebung in das unvermeidliche Schicksal zu lesen. Das Ganze ein Meisterstück erschütternder Wahrheit und unübertrefflicher Schönheit! Kein Wunder, daß ein Kenner ausrufen konnte: „Das gehört zu dem Herrlichsten, das je in Griechenland gefunden worden ist!“ Der Zeit nach ist dieses Prachtwerk in das 35. Jahr nach des Perikles Tod zu setzen; ein Umstand, der uns für die Reinheit und Vollendung des Styls schon hinlängliche Bürgschaft leistet.

Unser Morgenspaziergang, wieder reichlich belohnt, war beendigt. Voll Ehrfurcht verließen wir diesen heiligen Boden, in dem manch ein Edler seine letzte irdische Ruhestätte gefunden, und der ein so lautredendes Zeugniß gibt von der hohen Pietät, mit der jenes große Volk seine Todten behandelte. Aber eines Gedankens konnte ich mich dabei doch nicht erwehren. Gerade diese bildlichen Darstellungen, so bewunderungswürdig sie waren, sie sagten mir, daß der griechische Geist, die griechische Kunst das Todesgrauen nicht zu überwinden vermochte, daß sie für den tiefsten Schmerz ohne Linderung war. Und ich mußte mir gestehen, daß ein christliches Grab mit dem einfachen Kreuz, dem Symbol alles Erdenjammers, wie zugleich aller Himmelsseligkeit, für's arme Menschenherz doch ungleich tröstlicher sei, als diese Marmorsteine mit ihren noch so gelungenen Bildern des ungestillten, hoffnungslosen Schmerzes.

Nach dem Frühstück kam der liebe General Hahn zu uns und saß bald mit uns in dem Wagen, der uns nach Eleusis bringen sollte. Der Weg, größtentheils die Richtung der alten heiligen Straße verfolgend, führte uns wieder am Kerameikos vorbei. Beim botanischen Garten wurde dann angehalten und diese ziemlich ordinäre Anlage flüchtig besichtigt. Einst freilich wurden hier zwei edle Pflanzen gezogen, denn da lag Lakiadai, der Geburtsort des Miltiades und Kimon. Nun ging's durch den Olivenhain, welchen der Kephissus in mehreren Armen durchschlängelt. Die Landschaft wird öde, traurig. Mageres Land, viel Gerölle, kein Wasser, wenig Bäume. Die Pferde gehen im Schritt, denn die Straße steigt nun ordentlich zwischen den Höhen des Korydallus hinan. Dort hoch oben schaut eine Kapelle gar friedlich

zu Thal, aber der fromme Klausner soll sich noch besser als auf Andachtsübungen darauf verstehen, den lauernden Räubern bedeutungsvolle Zeichen zu geben. Hoffentlich hat der elende Schurke uns nicht bemerkt, sonst dürfte auch unser ein ungewünschtes Abenteuer warten. Die Paßhöhe ist erstiegen und in raschem Trabe bald das Kloster Daphni erreicht. Bei der Schenke dort wurden wir von mehreren unheimlichen Burschen bewillkommt und einer scharfen Musterung unterworfen. Ich denke, die Anwesenheit des Generals, der ihnen nicht unbekannt zu sein schien, habe ihnen bedeutet, daß man da nicht so leichten Kaufes beikommen möchte. Wir stiegen aus und machten uns, die zudringlichen Kerle unberücksichtigt lassend, daran, das Kloster oder, besser gesagt, seine ehrwürdige Kirche zu betreten. Schon der Platz ist bedeutsam. Da, oder doch dicht, dabei stand ehedem das Pythion, der berühmte Apollotempel. Doch der hochherzige Lord Elgin hat auch hier sauber genug aufgeräumt und die letzten drei Säulen des alten Heiligthums mit sich fortgeschleppt. Jetzt erinnert nur noch der Name Daphni — Lorbeerbaum — der dem Apollo geweiht war — an das alte Heiligthum. Dennoch fanden sich im Hofraume mehrere antike Säulentrümmer. Die Kirche, in byzantischem Styl erbaut, hat ein hohes Alter und besonders etliche vortreffliche Mosaikbilder in Goldgrund. Am bedeutendsten ist das kolossale Brustbild des Herrn in der Mittelkuppel. Es liegt etwas ungemein Feierliches in dieser mächtigen Figur, und ihr Effekt ist vergleichbar demjenigen des segnenden heil. Markus über dem Haupteingange zu St. Marco in Venedig. Dieses große, helle Auge scheint auch die verborgensten Falten des Herzens erforschen zu wollen, und

dieser mächtige Mund ist ganz geeignet, eine gewaltige Sprache zu führen. Aus dem ernsten Antlitz tönt etwas wieder von: „So ihr bleiben werdet an meiner Rede, so seid ihr meine rechten Jünger.“

In einem Gewölbe zeigte man uns sodann zwei große Sarkophage, welche auf das fränkisch herzogliche Geschlecht der La Roche zurückführen. Die französische Lilie ist noch ganz gut erhalten. Auf die Frankenzeit weisen auch etliche Spitzbogen der Kirche hin, wie bedeutende Mauerüberreste in der Nähe des Klosters, die einst dieses für Athen wichtige Defilé noch widerstandskräftiger machten.

Unbelästigt bezogen wir wieder unsere Plätze im Wagen, nur mußten wir es uns gefallen lassen, daß der Kutscher natürlich schnell einen kleinen Nebenhandel abgeschlossen und zu sich ein Individuum auf den Sitz geladen, das uns nicht eben die interessanteste Aussicht darbot. Der Engpaß erweitert sich, die beidseitigen Höhenzüge werden weniger kahl, sie sind im Gegentheil stellenweise von der zierlichen Pinus marina, deren saftiggrüne weit ausgedehnte Krone so trefflich zum tiefblauen Himmelsgewölbe paßt, ziemlich dicht bewachsen. Von Zeit zu Zeit öffnet sich ein Blick hinab auf's wunderschöne Meer, das da unten so ruhig schläft, wie das Kind im Schooß der Mutter. Auf einer Telegraphenstange, die mit dazu dient, den Geistesverkehr zwischen Athen und Konstantinopel zu vermitteln, sitzt ein allerliebstes Käuzchen, gerade so eines, wie ich es auf Bildern so oft neben der Minerva, der es geheiligt war, abgebildet gesehen. Was sinnst du da oben, feines Thierchen, Symbol des Ernstes, des Denkens, der Weisheit und des attischen Witzes? Spottest du vielleicht über uns

armselige Fremdlinge, die wir so hintendrein kommen, statt zur Zeit, da deine hehre Gebieterin noch mächtig war? Oder ächzest du über den kläglichen Zustand deines Landes, von dem der gesunde Menschenverstand häufig weiter abliegt als die Säulen des Herkules? Wahrlich du thust wohl, an diese Stange dich anzuklammern, denn da ist doch noch etwas von Minerva's Geist und Kraft.

Siehe dort zur Rechten die schroff abfallende, glattgehauene Felswand mit ihren mancherlei Nischen, mit ihren zahlreichen Inschriften. Hier hatte um 300 v. Chr. Demetrius Poliorketes seiner mehr durch Schönheit als durch Sittenreinheit ausgezeichneten Gemahlin, Philä, ein Heiligthum errichtet, und die Athener, ihrem hohen Gönner gerne schmeichelnd, beeilten sich sofort, den Ort zu einem Tempel der Venus Philä zu erheben. In den Nischen stunden einst größere und kleinere Statuetten, welche der Göttin der Liebe von liebehungrigen Seelen geschenkt wurden; und die Inschriften, die noch jetzt sich vorfinden, geben an Sentimentalität den Liebesseufzern am Grabe Abälards und Heloisens, oder Romeo's und Juliens, durchaus nichts nach. Da lesen wir, daß Einer der Liebesgöttin zwei Tauben geopfert. Ein Anderer bekennt, daß er hier in heißester Liebe an seine Geliebte gedacht habe. Wahrlich Alle die, welche gerne rührende Albumverse schrieben und doch nicht recht wissen, wie es anfangen, könnten sich hier trefflichen und noch wenig bekannten Stoff holen.

Jetzt sind wir ganz unten, nur eine künstliche Mauer trennt uns vom Meeresgestade. Da sieht man noch deutliche Spuren der alten heiligen Straße, in den Stein vertiefte Geleise, offenbar von den Wagen herrührend, die einst da hindurchfuhren. Von da zog sich der alte

Weg mehr rechts den Bergen nach, während der jetzige sich stets längs des Meeres hält. Und nun, welch zaubrisches Gemälde! Mir war's, ich müßte aufjauchzen, so heimathlich und doch wieder so durch und durch griechisch wehte mich Alles an. Dieses Meer, scheinbar in ein enges Becken eingefaßt, diese bewaldeten Berge, diese saftigen Triften, diese niedlichen Buchten und Vorsprünge und jene friedlichen Dorfschaften in der Ferne: das Alles ließ mich für den Augenblick träumen, ich sei wieder daheim, in meiner lieben, lieben Schweiz, an den Ufern eines unserer unvergleichlichen See'n. Aber wie ist hier Alles so ganz anders von dem Sonnenlichte getränkt, wie ist die Luft so klar und leicht, wie lebhaft, wie feurig schauet uns der Himmel an! Und dort drüben, das ist ja kein Festland, wie man wähnen möchte, dort ist die Insel Kuluri, das alte Salamis, ja das Salamis, das einst von Telamon und seinem tapferen Sohne Ajax kolonisirt ward, und an das sich für Griechenland unsterblicher Ruhm geknüpft hat. Hier auf diesem Vorgebirge, auf diesem Ausläufer des Aegaleus, da saß der stolze, siegesgewisse Xerxes auf seinem goldenen Stuhle, umgeben von seinen Schreibern, welche die Großthaten seiner Völker aufzeichnen sollten. In der Meeresbucht von Salamis, nicht in einem Busen der Insel, wie gewöhnlich erzählt wird, lagen die Griechen durch Eifersucht und Furcht zertheilet und geschwächet. Schon wollte Eurybiades, dem der Oberbefehl zukam, mit seinen Peloponnesiern sich davon machen, als der rasch entschlossene Themistokles, der es wohl einsah, daß man nur hier der persischen Uebermacht werde die Spitze bieten können, das Aeußerste wagte, um das Vaterland vor dem Untergang zu retten. Schnell entsandte er in's Geheim seinen

treuen Diener Sicinnus an Xerxes und ließ ihm sagen: „Die Griechen sind uneins und im Begriffe sich zu zerstreuen. Themistokles dein Freund rathet dir, sie sofort zu umzingeln und anzugreifen.“ Der Barbar ließ sich vom schlauen Griechen ohne Argwohn in die Falle locken und gab seiner Flotte unverzüglichen Befehl zum Vorrücken. Die Meerenge von Salamis wurde gesperrt, die Insel Psyttalia besetzt und eine Anzahl von Schiffen fuhr um Salamis herum, die Griechen zuletzt auch noch im Rücken anzugreifen. Jetzt war für die uneinigen Griechen an kein Entweichen mehr zu denken. Die äußere Gewalt hielt sie zusammen. Und der gerechte Aristides, bei der furchtbaren Noth des Vaterlandes alle Schmach vergessend, die ihm gerade von Themistokles und den Athenienfern angethan worden war, kam von seinem Verbannungsort, Aegina, herüber, bemächtigte sich Psyttalias und langte noch zur rechten Stunde an, um den Verzweiflungskampf der Griechen mächtig unterstützen und fördern zu helfen. Der 23. Juli *) 480 war einer jener Entscheidungstage der Weltgeschichte. Von ihm hing es ab, ob der dumpfe, brutale Despotismus des Orientes die Freiheit und Idealität des abendländischen Geistes auf lange Zeiten hinaus erdrücken würde. Je nach dem Erfolg wäre es aus gewesen mit Perikles, mit Phidias, mit Sokrates, mit Platon, mit Demosthenes und Andern; ja auch das junge Rom wäre wohl von diesem Schlage mit niedergeschmettert worden. Der Westwind war den Griechen günstig. Auf ihrem linken Flügel fochten die Athenienser und Spartaner gegen die Perser

*) Nach Andern war's der 25. September, oder gar der 5. Oktober.

und Kleinasiaten, auf dem rechten die Aeginaten gegen die Phönizier. Muthig drangen die Griechen gegen die ihnen an hundert Segeln überlegene persische Flotte ein und wußten mit ihren kleinern Schiffen den durch das schmale Fahrwasser und den Gegenwind schon genug gehemmten persischen Kolossen Vortheil über Vortheil abzuringen. Es wurde mit höchster Erbitterung und bis in die Nacht hinein gekämpft. Allein die Liebe zum Vaterland, die Liebe zur Freiheit trug schließlich den glänzendsten Sieg davon. Die persische Flotte war vernichtet oder zerstreut. Xerxes floh mit seinem Landheer in wilder Flucht. Griechenlands Unabhängigkeit blieb gesichert, und Athen hatte sich als Herrscherin zur See bewähret. Und dennoch hat Nepos nicht ganz unrecht, wenn er sein bezügliches Kapitel mit den Worten schließt: Victus ergo est (sc. Xerxes) magis consilio Themistoclis, quam armis Græciæ *).

Schweigsam schaute ich über den klaren Wasserspiegel hin und her nach jenen Gestaden, die einst Zeuge gewesen der bewundrungswürdigsten Tapferkeit, und dachte: „Da ist auch ein Morgarten, Sempach oder Laupen. Dahin wird die Menschheit mit Ehrfurcht und mit Dank blicken, so lange in ihr noch ein edler Funke glimmt.“ Freilich, sehr viel hat weder das ältere, noch das jüngste Griechenland von Salamis gelernt. Die Sonderinteressen spielten in diesem — allerdings schon von Natur durch Berge, Flüsse und tief einschneidende Buchten gesonderten Lande — von jeher eine viel zu große und gar verderbliche Rolle. Und wenn denn kein listiger und kühner The-

*) Besiegt wurde er (d. h. Xerxes) mehr durch des Themistokles Rath, als durch die Waffen Griechenlands.

mistokles bei der Hand war, wenn nicht die augenblicklichste, unvermeidlichste Gefahr zum einträchtigen Handeln zwang, so war es dem gemeinsamen Feinde oft ein Leichtes, die durch klägliche Eifersüchteleien Vereinzelten in seine Gewalt zu bekommen.

Lenken wir unsern Blick von dem Meere, von Salamis und seinen Erinnerungen jetzt dem Festlande zu, so sehen wir vor uns eine etwa zwei Stunden lange und eben so breite Ebene sich hindehnen. Welch' einen ganz anderen Anblick, als die attische, bietet diese thriasische und eleusinische Ebene! Dort trotz des Olivenhaines doch Alles vorwiegend kahl, steinigt. Hier die schönsten Wiesen und wogende Kornfelder. Hin und her Gruppen schlanker Pappeln, oder üppige Oleanderbüsche, die im reichsten Blüthenschmucke prangen. Von der Straße etwas abgelegen und von Obstbäumen umzäunt laden mehrere freundliche, reiche Dorfschaften zum Besuche ein. Fast mitten durch die Ebene fließt der eleusinische Kephissus, an welchem einst Theseus den verruchten Prokrustes auf eben das Bett legte, das so manchem Wanderer zum grausamen Marterholz geworden war. Und eingerahmt wird dieser schon im Alterthum durch seine Fruchtbarkeit ausgezeichnete Grund durch den weiten Bogen des Kithäron im Westen, des Parnes im Norden und des Korydallus im Osten. Den Süden bildet die Meeresbucht. Geradeaus vor uns, scheinbar ganz nahe, in Wahrheit noch ungefähr zwei Stunden entfernt, strahlen im Sonnenglanze die weißen Häuser von Levsina, dem alten Eleusis. Der Ort, auf einem Vorsprung gelegen und an einen sanft abfallenden Hügel sich anlehnend, hinter dem wieder die zackigen Hörner der Kerataberge aufsteigen, fordert, wenigstens von hier

aus betrachtet, — wie Chillon, wie La Tour de Peilz, wie Thalwyl u. s. w., — den Maler so zu sagen von selbst auf, den Pinsel zur Hand zu nehmen, um dieses landschaftliche Bild von seltener Abrundung und Schönheit seiner Mappe einzuverleiben.

Der Kutscher schwingt seine Peitsche, und in munterem Trab tragen uns seine Pferde durch die anmuthige Ebene. Unser kundiger Führer macht uns bald auf zwei kleine Salzsee'n aufmerksam, die der Ceres und der Proserpina geweiht gewesen, und deren vorzügliche Fische einstens nur der leckeren Tafel der eleusinischen Priester zu Gute kommen durften, bald weist er uns hin auf eine fast unkenntliche Tempelruine, auf ein zerfallenes Grabmonument, oder es fällt ihm bei dieser oder jener Schenke, bei dem einen oder anderen Wachtposten irgend eine spannende Räubergeschichte ein, die den klassischen Boden verherrlichte. Was sehe ich da? Wahrhaftig, ich glaube fast, wir haben uns in's Land der Phäaken verirrt. Ist das nicht Nausika, des hohen Alkinoos Tochter, welche mit ihren Mägden an den Strand geeilt, die ihr von Athene angerathene Wäsche vorzunehmen? Wie lustig das Zeug in den steinernen Trögen hin und her gepeitscht wird! Und jenes Weib dort, wie kühn und unbarmherzig schlägt es mit seiner Keule, ohne Zweifel ein ächtes Erbstück des Herakles, auf die über einen Stein gelegte Wäsche los! Mich soll's nur wundern, wenn schließlich ein einziger ganzer Faden übrig bleibt.

„Aber nachdem sie gewaschen und jeglichen Flecken gereinigt,
„Breiteten sie die Gewand' am Ufer des Meer's nach der Ordnung."

Odyss. VI. 94. 95

Doch nicht im Phäakenland, nur in Eleusis waren wir angelangt, und zwar, wenn auch etwas bestaubt, so doch nicht in dem scheußlichen Zustand des schiffbrüchigen Odysseus. Die tapferen Wäscherinnen flohen auch nicht vor uns „dahin und dorthin zu ragenden Höh'n des Gestades," sondern faßten die Fremdlinge gar scharf und keck in's Auge. — Immerhin glückliches Land, in dem man ohne jahrelange Vorausbestellung, ohne Seife und Holz und mit ein Paar Lepta's seine ganze Wäsche besorgen kann! Liebe Hausfrauen, möchtet ihr nicht nach Eleusis?

Also in Eleusis! Und zwar — verzeih' es dem sonnverbrannten, durstgeplagten Touristen — vorerst nicht zur Demeter, noch weniger zur Proserpina, sondern schnurstracks zu Herrn Bachus, zum Dionysos, oder, wie man in Eleusis sagte, zum Jakchos, in's Wirthshaus, in die obskure Kneipe. Palastähnliche Allerwelts-Hotels mit dem obligaten Heer von Stiefelwichsern, Kellnern, Portiers 2c. 2c., Hotels, in denen der ordinärste Spießbürger — versteht sich, wenn er etwas Geld hat — sich bedienen lassen kann, als ob er zum Mindesten direkt von einem Herzoge abstammte, solche Monstruositäten gibt es dort nicht. Aber so ein ländlicher Khan in Griechenland hat auch seine eigenthümlichen Reize, und ich müßte den Reisenden bedauern, welcher, etwa der Etikette zu lieb, nie seinen Fuß in eine derartige, ächt volksthümliche Schenke gesetzt hätte. Nicht nur bist du da des umschwirrenden Geschmeißes von Aufwärtern frei und ledig, nicht nur kannst du da deine Mahlzeit ohne vorgeschriebenes Tempo ganz gelassen und friedlich hinunterschlucken, sondern da erst kommst du mit dem Volke recht zusammen und siehst und hörst es, wie es leibt und lebt.

Den Wagenschlag öffnen wir selbst. Niemand beeilt sich, uns beim Aussteigen furchtbar behülflich zu sein. Die Wirthsleute drinnen haben es zwar schon längst gewittert, daß jetzt nicht ihre gewöhnlichen Gäste zusprechen werden, aber die heißhungrige Hast, die kriecherischen Bücklinge, das zuckersüße Schmunzeln überlassen sie ihren abendländischen Kollegen. Mit klassischer Ruhe und Würde gewärtigen sie in edler Haltung, daß wir ihnen unser Belieben kund thun möchten. Wir betrachteten uns zuerst dieses schlichte Schenkhaus etwas näher, und sofort drängte sich mir — ich kann es nicht verhehlen, — eine gewisse Aehnlichkeit mit einem griechischen Tempel auf. Der in die Länge gezogene Bau war einstöckig und dreigliedrig. Dem Pronaos entsprechend war eine Art von „Vorscherm" angebracht, ganz so, wie wir ihn bei älteren Kirchen hier zu Lande treffen. Da ist ein schattiges, kühles Plätzchen, das Menschen und Vieh gar herrlich bekömmt. Auch fanden wir da wirklich einige selige Schläfer, einige glückliche Raucher und Trinker und einige überaus vergnügte Esel und Pferde. Wir treten ein in den Naos, in das eigentliche Wirthslokal, über das unmittelbar der kunstreiche Dachstuhl sich erhebt. Da sieht es nun freilich am Boden, auf den Bänken, Stühlen und Tischen gerade so sauber und so lieblich aus, wie bei uns in einer Pinte an einem Montag früh nach der Kirchweih. Wir hatten ordentlich Mühe, eine trockene Stelle zum Absitzen zu entdecken, und wie es auf dem Tisch vor uns aussah, mag ich lieber gar nicht beschreiben. Doch ward hievon nur das Auge und nicht, wie bei uns, wo die Wirthe allen Qualm und alle die scheußlichen Dünste oft nicht hermetisch genug verschließen können, auch die Nase belästigt. Denn durch die zahl-

reichen, weitgeöffneten Fenster strömte die herrliche Meeresluft so unmittelbar, so frisch uns zu, daß man darob seinen ästhetischen Verdruß wohl etwas vergessen durfte. Noch bleibt uns das Postikum, der Chor übrig. So nenne ich nämlich den hinteren Raum des geräumigen Saales, der durch ein 4—5′ hohes Holzgitter von uns abgetrennt ist. Dort ist das Heiligthum der Wirthsfamilie, ihr zur Wohnstube, zur Vorrathskammer und zum Keller dienend. Du würdest erschrecken, wenn ich anheben wollte, dir alle die Dinge aufzuzählen, die ein Blick in diese camera obscura mir enthüllte: Krüge, Flaschen, Gläser, ganzes und zerbrochenes Geschirr, Stroh und Gemüse, Kleider, Decken, alte Schuhe; Alles friedlich neben- und durcheinander. Da stand denn auch, an's Geländer angelehnt, die beleibte Wirthin und suchte von dieser ihrer Schatzkammer aus mit nicht geringem Selbstbewußtsein die bescheidenen oder anmaßlichen Anforderungen der Gäste zu befriedigen. Jene geheimnißvolle Region ist dazu um so dunkler und schwüler, da sie nicht nur direkt mit keinem Fenster in Berührung steht, das ihr Licht und Luft zuführen könnte, sondern obendrein nur die halbe Höhe des Saales hat, indem darüber sich eine Art Empore (Lettner) erhebt, die den Hausbewohnern und den Fremden zur gemeinsamen Schlafstelle dient. Natürlich keine Betten, sondern einfache Strohmatten, auf die sich Jeder nach Belieben, in seine Decken oder seinen Mantel eingehüllt, hinstrecken kann; die Frauen auf der einen, die Männer auf der anderen Seite. Noch muß ich zur Vervollständigung meines Bildes eines kleinen Anbau's gegen das Meer zu erwähnen, der zu Stallungen verwendet zu werden scheint, und in dessen Hofraum wir durch die offene Seitenthüre

ein Rudel Schweinchen die possierlichsten Purzelbäume schlagen sehen.

Jetzt nahen wir uns dem verhängnißvollen Gitter, um der ehrwürdigen Matrone auch unsere Wünsche laut werden zu lassen. Wir treten ganz sachte auf und bitten um ein Brod. Aber ach, da ward uns Etwas gereicht fast härter als pentelischer Marmor. Ich hatte gute Lust, ein Stück dieses seltenen Petrefakten aus deukalionischer Zeit mitzunehmen, um unsere heimischen Sammlungen damit zu bereichern. „Nun gut, lassen wir das Brod sein. Ein Bischen Fleisch thut's auch.“ Was? Fleisch? Die Wirthin sah uns so sonderbar an, daß mir das βοῶπις — ochsenäugig — womit Homer seine Heldinnen zu ehren pflegt, erst jetzt recht verständlich wurde. Erfuhren wir's doch erst später, daß der heutige Grieche nur einmal des Jahres, in der heiligen Osternacht, sich den luxuriösen Fleischgenuß gestattet. „So geben Sie uns eine Flasche guten Landwein.“ „Den sollen Sie haben.“ Mittlerweile hatte sich das Lokal mehr und mehr mit Neugierigen angefüllt. Wie ein Lauffeuer hatte sich im Dorf die Nachricht verbreitet, daß General „Chan“ da sei. Junge Bürschchen, kräftige, stämmige, wilde Männergestalten, auch weißhaarige Greise stellten sich ein, um den tapferen Degen zu sehen. Ein junger Grieche trat auch bald vor und bot sich uns aus eigenem Antrieb zu unserm Diener an. Schnell holte er ein Tuch und reinigte damit unsern Tisch und unsere Stühle. Dann brachte er uns unsern Wein. Wir stießen an; ich gedachte einen tiefen Zug zu thun. Aber schnell stieß ich mein Glas wieder fort. Denn dieß Getränke trinke und rühme wer da will, etwas Widerlicheres kenne ich nicht. Da der Grieche auf dem Land keinen Keller hat, so

sucht er seine Getränke auf andere Weise vor Verderbniß zu schützen. Deßhalb bewahrt er den Wein in Lederschläuchen auf, die inwendig mit Pech überzogen sind, oder er sättigt den Wein gar mit einer gewissen Harzart. Dieser „Rezinato," beim Volke einzig in Gebrauch, soll sehr gesund sein, und wer sich einmal an ihn gewöhnt habe, der trinke ihn vorzugsweise gern. Wenn aber der Wein in dem geißledernen Schauch, welchen Ulysses von Maon, des Euanthes Sohn, zum Geschenk erhielt, nicht besser schmeckte, so beneide ich ihn gar nicht darum und begreife den Cyklopen nicht, der so sehr auf diesen Trank erpicht war. Also kein Brod, kein Fleisch, kein Wein, und das Wasser war auch nicht gerade das beste. Köstliches Mittagsmahl! Versuchen wir's mit den Eiern. Der junge Grieche geht zur Wirthin, behändigt selbst die Eier, macht den Koch in eigener Person und bringt uns bald, in sprodelndem Olivenöl schwimmend, das verlangte Gericht. Gegen die Eier wäre jetzt allerdings nichts einzuwenden gewesen, aber das Oel, das massenhafte Oel, dazu war unser Magen noch nicht griechisch genug. Jetzt, liebe Kaffeemütterchen, lacht uns recht tüchtig aus: am End aller Enden schien es uns das Gerathenste, uns mit einer Tasse „Schwarzen" zu begnügen. Der liebenswürdige Grieche ließ sich die Ehre nicht nehmen, auch hier seine Fertigkeit in der edlen Kochkunst an den Tag zu legen. Er hatte auch sein schwieriges Problem zu unserer völligsten Zufriedenheit gelöst. Der Kaffee war, wie ein Freund sich auszudrücken pflegte: „Noir comme le diable, chaud comme l'enfer, et doux comme l'amour;" und der Bissen Ziegenkäs, den er vielleicht einem Abkömmling des falschen Melantheus abgerungen, schmeckte ebenfalls gar

köstlich. Wir zünden die Cigarette an und betrachten uns ein wenig das Volk, das stehend, sitzend, liegend, rauchend und trinkend, ja selbst Karten spielend uns umlagert.

Es ist ein, besonders von einer Klasse deutscher Gelehrten beinahe bis zur Langeweile wiederholter Satz, daß die heutigen Griechen mit denen des Alterthums so wenig zu thun hätten, als wir mit den Chinesen. Und wer sich erdreistet, diesen Satz nicht sofort zu unterschreiben, über den zuckt man die Achseln. Dennoch wage ich es, auch hier meinen eigenen Weg zu gehen. Allerdings gibt es eine lächerliche Gräkomanie, die in jedem Betteljungen einen Ulysses oder Ajax erblickt; es gibt auch eine eben so thörichte Slavomanie, die aus jedem Wort, aus jedem Gebrauch, aus jedem Kleidungsstück etwas ächt Slavisches herausklügeln will. Allein, sehe man nur diesen Albanesen da an, mit seinem platten Gesicht, seinem großen groben Mund, seinem wirklich mehr rohen Blick, mit seinen breiten Schultern, wie er seine nervigte Rechte in seine vollen Hüften stemmt! Und neben diesem Bewohner von Eleusis unsern jungen Griechen. Welche herrliche Gestalt! Wie schlank der Wuchs, wie elegant jedwede Bewegung! Das Gesicht ist hager, die Schläfe eingedrückt, mehr Nerven als Muskeln, mehr geistige Ueberlegenheit als körperliche Mächtigkeit. Das Auge lebensvoll, funkelnd, ja verschmitzt. Nase und Mund fein, edel. Nur das bartlose Kinn etwas zu lang und flach. Dagegen der aufwärts gedrehte dünne Schnurrbart sehr hübsch und kühn. Mit einem Worte, dort der rein slavische, hier der rein griechische Typus. Man sagt, alle die Kriegswetter, die über Griechenland von der Römerzeit bis zu den Befreiungskämpfen hereingebrochen

seien, hätten das eigentlich griechische Element von Grund aus vernichtet. Dieß möchte nun in einem flachen Binnenlande wohl der Fall gewesen sein. Aber hier in diesen einsamen Bergthälern, wohin die fremden Eindringlinge nie, oder nur in schwacher Zahl und auf kurze Dauer gelangten — hier, wo das seelustige und seetüchtige Volk schnell hinter seine hölzernen Mauern, hinter seine Schiffe sich versteckte, um anderswo eine momentane Zufluchtsstätte aufzusuchen, jede Gelegenheit aber wahrnehmend, in die alte, vielgeliebte Heimath wieder zurückzukehren — hier, wo ein nicht geringer Bruchtheil der Nation von Alters her auf zerstreuten und theilweise leicht zu vertheidigenden Eilanden lebt — hier ist es ein Anderes, hier müßte man sich weit eher verwundern, wenn dieses ganze, große, weitverzweigte Volk so spurlos verschwunden sein sollte.

Aber nicht nur die äußere Erscheinung, auch die Charaktereigenthümlichkeit der Griechen der Jetztzeit erinnert uns ganz und gar an jene Gestalten aus dem klassischen Alterthum. Der Grieche ist noch jetzt aller Rohheit abgeneigt, sein Betragen erscheint durchweg als ein sehr anständiges. Er ist überaus mäßig und sparsam. Trunkenheit und ausgelassenes wüstes Lärmen und Schreien verabscheut er, sofern er's nicht etwa den fremden Soldaten abgelernt hat. Er ist arbeitsam, sehr unternehmend und zäh, ein geborener Seemann und Händler, und in seinen religiösen Uebungen ängstlich genau. Dabei ist er verschmitzt und lügt wie sein Ahnherr Odysseus. Er hat, wie ein genauer Kenner des Volks gegen mich sich äußerte, in jeder der zweihundert Falten seiner Fustanella zweihundert listige Teufel versteckt. Er ist ungemein eitel und hält sein Land noch immer für

die Achse, um welche die ganze Weltgeschichte sich dreht, und ist für Ehrentitel, Ehrenämter, Ordenszeichen 2c. ganz besonders empfänglich. Er hat keinen Sinn für ein geordnetes Gemeindewesen und ist ohne wahre Treue. Aber in der Stunde der Noth kann er für sein Vaterland Alles thun und Alles leiden. Ein unverwüstliches Freiheitsgefühl durchdringt ihn, aber er vergißt leicht, daß wenn Jeder nur seine eigene Freiheit und Unabhängigkeit sucht, die Gesammtheit oft der schmählichsten Knechtschaft anheimfällt. Das Meiste hängt davon ab, wie der Grieche geleitet wird. Unter einem entschiedenen Regiment mit strammem Zügel, unter einem Regiment, das Jedem sofort zu verstehen gibt, was an der Tagesordnung sei und wer befehle, läßt sich der Grieche leicht zu einem guten Bürger und tapfern Soldaten heranbilden. Unter dem Danaergeschenk einer Konstitution aber, zumal unter einem kleinlichen, ängstlichen oder schwachen Fürsten, muß, wie mir ein Grieche selbst eingestand, das hiefür noch lange nicht vorbereitete Volk zu Grunde gehen. In dieser Beziehung sei ihm sogar die Herrschaft des furchtbaren Ali Pascha von Janina noch zuträglicher gewesen.

Die Cigarette ist abgebrannt und eine nur kurze, doch sehr erquickliche Siesta gehalten. Geführt von unserm zuvorkommenden Griechen machen wir uns daran, Eleusis etwas besser kennen zu lernen. Wer hätte noch nie etwas von Eleusis, von seinen hochberühmten Mysterien, von seinen prachtvollen Tempeln vernommen? Eleusis war eine uralte Stadt, mit der frühsten Sagengeschichte innigst verwoben. Demeter, ihrer schönen Tochter Proserpina beraubt, wendet den Olympiern den Rücken, zündet am Aetna noch zwei Fackeln an, um ihr geliebtes

Kind zu suchen und wird vom hellsehenden Helios nach Eleusis gewiesen. Da sitzt sie, unscheinbar an Gestalt, ganz in ihren Mutterschmerz versunken, beim Brunnen Kallichore, bis sie auf ihren Wunsch hin zur Amme des Königssohnes, Triptolemos, bestellt wird. Unterdessen ordnet Zeus die Angelegenheit und nöthigt den Pluto, seine entführte Gattin je auf die Hälfte des Jahres zurückzugeben. Demeter ist getröstet, segnet die gastlichen Eleusiner, belehrt ihr Pflegekind, Triptolemos, über den Landbau, befiehlt, ihr Tempel zu erbauen und Feste zu feiern und kehrt voll Freude wieder in den Olymp zurück. An diesen Natur-Mythus, der in tiefpoetischer Hülle das wunderbare, bald im dunkeln Schooß der Erde verborgen schlummernde, ersterbende, bald verjüngt und zu neuem Segen hervorbrechende Leben des Weizenkornes veranschaulichen will, knüpfte sich bekanntlich der Demeterkultus mit seinen Mysterien, die in verschiedenen Städten, am großartigsten und besuchtesten aber zu Eleusis, abgehalten wurden. Die seltene Fruchtbarkeit der thriasischen Ebene erklärt es zur Genüge, weßhalb Demeter, die Göttin des Ackerbaues, gerade hier ihre zahlreichsten Verehrer fand. Man unterschied zwischen den kleinen Mysterien im Februar, zur Zeit des Aufkeimens der Saat, und den großen im Oktober nach beendigter Feldarbeit. Die letztern waren besonders glänzend und dauerten neun Tage hindurch. Symbolische Handlungen, klagende oder lustige Gesänge, sowie endlose Umzüge wechselten mit einander ab und bezogen sich theils auf den Schmerz der Demeter um den Verlust ihrer Tochter, theils auf die Freude des Wiederfindens, theils auf die Segnungen des der Demeter zu verdankenden Getreidebaues. Den Höhepunkt des Festes bildete die feierliche

Jakchosprozession, die am Abend des sechsten Tages unter Fackelschein von Athen auf der heiligen Straße nach Eleusis sich bewegte. Eng an dieses Fest schloß sich dann auch das der Thesmophorien an, bei welchem ausschließlich die Ehefrauen figurirten und der Demeter ihre Lobpreisungen anstimmten für die milderen Sitten, für das geregeltere häusliche Leben, welches eine Folge des Ackerbaues gewesen. Wir haben es also hier mit jährlichen Erndtedankfesten zu thun, an denen die griechische Nation in Masse, und zumal in ihren edelsten Vertretern sich betheiligte. Ehre dem Volke, das ob der Gabe des Gebers nicht vergißt, sondern laut und freudig den Segen im Irdischen den Wohlthaten des Himmels zuschreibt! Wie beschämend für so manche Gegend in Christenlanden, wo man Wagen auf Wagen der schönsten Garben einheimst und ohne irgend ein Dankgefühl, ohne Lobpreisung Dessen, der Regen und fruchtbare Zeiten schaffet und Wachsthum und Gedeihen schenket, höchstens in eitler Selbstzufriedenheit und schnöder Selbstsucht spricht: „Liebe Seele, du hast einen großen Vorrath auf viele Jahre; habe nun Ruhe, iß, trink und habe guten Muth.“ Mich däucht, unsere Kirche sollte, als geistliche Erzieherin, sich nicht mit den gewöhnlich doch nur schwach besuchten Erndtepredigten begnügen, sondern wenigstens den Versuch wagen, ob sich nicht auf christlichem Grund und Boden und von christlichem Geiste getragen und gehoben ächt volksthümliche Erndtedankfeste veranstalten ließen, die unser Volk in seiner Gesammtheit erfassen und vom irdischen Genuß zum ewigen Heil, von der vergänglichen Speise zum Brod des Lebens überleiten würden. Welch weites und gesegnetes Feld stünde hiedurch der christlichen Tonkunst, Poesie, Symbolik und

Beredsamkeit geöffnet. Das ist die ächte Volkskirche, die wir anzustreben haben, nicht die, welche ohne weiters das Volk in Bausch und Bogen als Kirche erklärt, sondern die, welche frisch und froh hineintritt in's mannigfaltige Volksleben und nach dem apostolischen Grundsatz: „Alles ist euer, ihr aber seid Christi" mit dem Sauerteige des Evangeliums alle Lebensgebiete zu durchsäuern trachtet, und nicht nur, wie es bisher geschehen, fast ausschließlich auf die Bekehrung und Heiligung des Einzelnen gerichtet ist, sondern allerdings auch das Volk als solches in ihr Netz der Liebe zu ziehen sucht.

Wie verhielt es sich nun aber mit den Mysterien, mit den geheimnißvollen, heiligen Handlungen, welche den eleusinischen Festen ihren besondern Reiz und Ruhm verliehen? Darüber ist schon viel geschrieben und gefabelt worden, und man wird um so weniger je über ein gewisses Halbdunkel hinauskommen, da die Entweihung der Mysterien durch Ausplaudern, Begehen am unrechten Ort und Verspottung mit Konfiskation des Vermögens und Tod bestraft wurde. — Um in die Mysterien eingeweiht zu werden, hatte man eine dreifache Rangordnung zu durchlaufen. Zuerst war man bloßer Akoluth, Nachfolger, und durfte sich etwa den festlichen Umzügen anschließen. Nach einer scharfen Probezeit, in der man sich allerhand Reinigungen, Opfern und sittlichen Mahnungen unterziehen mußte, wurde man zum Mysten (Eingeweihten) erhoben und durfte an den dramatischen Aufführungen der heiligen Geschichte theilnehmen; vielleicht, daß man schon etwas von der philosophischen Deutung der Volksreligion zu hören bekam. Schon in der Auswahl der Mysten verfuhr man sehr strenge. Schlecht beleumdete Menschen, Verbrecher wurden rück-

sichtslos zurückgewiesen. Ja selbst dem Kaiser Nero ward der Zutritt verweigert, und er wagte nicht ihn zu erzwingen. Einer noch viel schärferen Prüfung und Zucht mußten sich diejenigen der Mysten unterwerfen, die sich in die Zahl der Epopten (Schauenden) aufnehmen zu lassen begehrten. Hatten sie aber ihre asketischen Uebungen rühmlich bestanden, so wurden sie zuerst in allerlei Irrgängen und dunkeln Verließen herumgeführt, so daß sie die Qualen des Tartarus erdulden mußten, dann aber plötzlich vom Lichte umstrahlt in wahrhaft elysische Gefilde versetzt, „wo sie schöne Stimmen und heilige Gesänge hörten und herrliche Tänze und Erscheinungen von Göttern sahen, und endlich in einen besondern Ort eintraten, wo ihnen Symbole von Segnungen und Geheimnissen der eleusinischen Gottheiten und eine Art von Reliquien gegeben wurden." „Denn" — sagt ein Eingeweihter bei Stobäus (Serm. 119) — „die Seele empfindet im Tode dasselbe, was derjenige erfährt, der in die großen Geheimnisse eingeweiht wird. Der erste Auftritt ist nichts als Irrthümer und Ungewißheiten, beschwerliche Reisen durch Nacht und Dunkel. Und ist man an den Grenzen des Todes und der Einweihung angelangt, so ist Alles traurig und schrecklich anzusehen, Alles voll Angst und Entsetzen. Ist aber dieß vorüber, so bricht ein wundervolles Licht hervor." Den Kern der Mysterien bildete jedoch ein reingeistiger Monotheismus und eine Glückseligkeitslehre für's Diesseit und für's Jenseit, beruhend auf dem Gebot der Selbstverläugnung. Pindar preist deßhalb den Eingeweihten selig, weil er erst des Lebens Zweck und die Gesetze des Jupiter erkenne. Sophokles meint, nur für die Eingeweihten sei der Aufenthalt auf Erden wirkliches Leben, für

die Uebrigen alle ein Unglück. Isokrates sagt: „die Eingeweihten haben eine fröhliche Hoffnung für des Lebens Ende und für alle Ewigkeit.“ Und Platon setzt im Phädon den Zweck, weßhalb man sich einweihen lasse, darein, daß die Seele wieder zu demjenigen Stande gelange, aus welchem sie als aus ihrem natürlichen Sitz der Vollkommenheit gefallen sei.

Mit welch' großer Achtung und Bewunderung wir auch diesem heiligen Ahnen und ernstlichen Suchen des Ewigen und Wahren nachgehen, wie unendlich reiner, erhabener, gewisser, beseligender doch, und zwar selbst für die Unmündigen, ist das preiswürdige Mysterium, in welches das israelitische Volk in seiner Hütte des Stiftes oder in seinem Tempel auf Moriah eingeweiht wurde, oder gar erst „das kündlich große Geheimniß der Gottseligkeit: Gott ist geoffenbaret im Fleisch, gerechtfertigt im Geist, erschienen den Engeln, geprediget den Heiden, geglaubet von der Welt, aufgenommen in die Herrlichkeit!“ 1. Tim. 3, 16. Darein wollen wir uns immer gründlicher einweihen lassen, damit wir einst von den Glaubenden zu den Schauenden, zu den Epopten im vollgültigsten Sinne gelangen.

Seinen Mysterien verdankt Eleusis den Glanz und Ruhm, den es Jahrhunderte hindurch bewahret hat. Erechtheus wußte zwar den eleusinischen König Eumolpus sich dienstpflichtig zu machen, aber die Oberleitung bei den Mysterien mußte er dem Besiegten überlassen. Schon vor den Perserkriegen war Eleusis eine Stadt von Heiligthümern, und die Barbaren waren es, welche vier Jahre vor der Schlacht bei Salamis den dortigen uralten Tempel der Demeter zerstörten. Aber wie ein Phönix aus der Asche erhob sich die Stadt zu niegesehener Blüthe,

als der unermüdliche Perikles, mit dem Allem, was er in Athen hervorgezaubert, noch nicht zufrieden, in seinem heiligen Drange künstlerischen Schaffens auch hier eingriff und eine Prachtbaute nach der andern errichten ließ. So sandte er seinen im Parthenon verewigten Iktinos, welcher der Demeter und der Persephone zu Ehren einen Tempel aufzuführen begann, wie so groß und stolz und herrlich ganz Griechenland keinen zweiten besaß. Eine getreue Nachbildung der athenienſischen Propyläen wurde auch dort angebracht. An andern Heiligthümern, wie des Triptolemos, der Artemis Propiläa, des Poseidon, an Ehrenpforten, Säulenhallen, Denkmälern, Statuen, Altären war eher Ueberfluß als Mangel. Und was in den Zeitläuften etwa beschädigt wurde und einstürzte, das ließen, als Griechenlands Macht längst gesunken war, die römischen Kaiser nur prunkvoller wieder herstellen. Ja bis in die christliche Aera hinein wetteiferte Eleusis — mit seiner im Westen der Stadt sich erhebenden Akropolis und mit seinen Heiligthümern, die von der Stadtburg aus gegen Osten sich hinlagerten — selbst mit dem gefeierten Athen. Sein trefflicher Hafen, eingedämmt mit mächtigen Quadern dunkeln eleusinischen Marmors, gab ihm sogar, was den Handel anbelangte, vor seiner Rivalin einen nicht unbedeutenden Vorsprung. Nun aber kam im Jahr 396 Alarich mit seinen wilden Horden auch hierher und scheint sich's zur Pflicht gemacht zu haben, mit dem, was ihm als heidnischer Greuel erschien, von Grund aus aufzuräumen. In diesem seinem Zerstörungswerk mögen ihm später die Franken, an die der feste Thurm auf der Höhe erinnert, und die Türken, von denen noch jetzt manch ein armseliges Häuschen mit seinen eigenthümlichen Arkaden redet, gehörig nachgefolgt

sein. 1676 fanden die Reisenden Spon und Wheler jene Gegend völlig in eine Wüste verwandelt, von den alten Trümmern bemerkten sie nichts. Auch die Nachgrabungen, welche 1814 einige Engländer in dem durch albanesische Kolonisten nun wieder zu einem kleinen Dörflein angewachsenen Levsina veranstalteten, führten zu keinen bedeutenden Ergebnissen. Erst in neuester Zeit ist es dem jüngern Lenormant, Sohn des berühmten Archäologen und Philhellenen, gelungen, in das Chaos mehr Ordnung und Verständniß zu bringen und sehr interessante und schätzbare Alterthümer wieder bloßzulegen. Ich muthe nun Niemanden zu, mich von Stein zu Stein, von Säule zu Säule, von Plattform zu Plattform zu begleiten, oder gar alle die vorhandenen Inschriften mir entziffern zu helfen. Ich habe es selbst nur höchst oberflächlich gethan und bekenne gerne, mich hier noch sehr im Lückenhaften und Unklaren zu befinden. Doch eine Ahnung wenigstens der einstigen Größe und Pracht durchzuckte mich, als ich diese endlosen Marmortrümmer, diese feingeglätteten Steine, diese umfangreichen Säulenstücke überblickte. Was besonders meine Aufmerksamkeit auf sich zog, das waren, etwas rechts von den kleinen Propyläen, unterirdische Gewölbe aus gebrannten Steinen, zu denen eine schmale Treppe hinabführte. Es war dieß, da die Griechen den eigentlichen Gewölbebau nicht kannten, jedenfalls bei ihren Tempeln nie anwendeten, eine offenbar römische Konstruktion; und der Gedanke lag nicht fern, daß diese geheimnißvollen Gänge eben dazu dienten, die Mysten, die in ihnen herumgeführt wurden, in jene heiligen Schrecken zu versetzen.

Gehen wir noch zu dem kleinen Häuschen dort unten, das zu einer Art von eleusinischem Museum

hergerichtet ist. Der junge Grieche hat den Abwart schon herbei geholt. Wir treten ein und finden da eine recht hübsche Sammlung hier aufgefundener Statuen, Reliefs, Säulenkapitäle und Inschriftsteine. Da siehst du einen Altar mit zwei kreuzweise gelegten Fackeln, über denen das Wort AXAIOI zu lesen ist, ein Weihegeschenk der Achäer an die Demeter. Oder du betrachtest dir einen Poseidonkopf, oder eine große Marmorstatue, die den Antinous vorstellt. Bemerkenswerth sind auch mehrere Frauen-Torsen, von denen einer besonders durch Zartheit der Behandlung sich auszeichnet. In einer Ecke stieß ich auf eine wundervolle Hand. Die mußt du haben — dachte ich — das gäbe einen herrlichen Briefbeschwerer und für deinen Schreibtisch ein beständiges und schätzbares Andenken an die schönen Tage in Griechenland. „Was gilt das Ding?" fragte ich den Wärter. „Mein Herr," entgegnete dieser, „es ist streng verboten, auch nur das Geringste dieser Kunstschätze zu veräußern." Unser Grieche flüsterte mir aber leise etwas in's Ohr und machte mir im Versteckten mit der Hand ein so nachdrückliches Zeichen, daß ich wohl merkte, der Alte würde trotzdem keine langen Umstände machen. Allein ich hatte das Verbot vernommen und konnte es nicht über mich bringen, den Alten zu einer Pflichtverletzung zu verleiten. Und, sagte ich mir, wenn jemals das Standbild aufgefunden werden sollte, dem diese Hand angehört, welches Vandalismus an der Kunst hätte ich mich alsdann schuldig gemacht! Ich ließ also das schöne Stück liegen und begnügte mich mit meinem kleinen Marmorstein, den ich bei den Propyläen aufgehoben. Er hat offenbar zu einer der gepriesenen Säulen gehört

und zeigt an der Cannelur noch deutlich, daß ein tüchtiger Meißel einst hier angesetzt habe.

Im heutigen Levsina mit seinem versandeten Hafen und seinen spärlichen und meistentheils armen Einwohnern haben wir uns nicht weiter aufzuhalten. Es soll auch ein gar ungesunder Platz sein. Wir kehren in unsere Schenke zurück, zahlen unsere Rechnung und befehlen dem Kutscher, schleunigst einzuspannen. Doch hatten wir noch hinlänglich Zeit, uns die malerischen Trachten unserer Umgebung etwas genauer zu besichtigen. Dort steht ein stattlicher Albanese, ein köstliches Modell zu einem Räuberhauptmann. Er mag etwa in den Fünfzigen sich befinden. Sein Schnurrbart ist schon stark in's Graue schillernd, seine Kraft aber ist noch ungebrochen, und ich möchte es Keinem rathen, mit diesem Burschen anzubinden. Seine weiße, schafwollene Mütze hat er keck genug auf's Haupt gedrückt, und seinen Hals und seine Brust läßt er sich nicht eben sehr einengen. Eine blaue Jacke bedeckt seinen Oberkörper, die weite Fustanella reicht bis zu den Knieen, die Beine stecken in gelben Schnürstiefeln wie in einem Panzer. Mit der Rechten stützt er sich auf seine Arnauka, auf seine unzertrennliche, mit dreißig Ringen beschlagene, lange Flinte. Von der Hüfte herab, um die ein rothseidenes Tuch geschlungen ist, hängt der Handschar, das große Messer, das wohl für Manchen schon verhängnißvoll geworden. Unser Grieche ist, wenn man will, ganz ähnlich gekleidet, und doch nimmt sich Alles ganz anders aus. Er trägt den rothen Fez mit blauer Quaste. Sein Hals ist auch frei, aber ein feines Hemd mit großem, künstlichem Kragen gereicht ihm zur besondern Zierde. Die seidene Weste macht sich auch nicht schlecht, und die reichgestickte Jacke mit den offenen Aer-

meln und silbernen Knöpfen steht wunderschön. Ebenso ist seine Fustanella, sein weites, weißes, faltenreiches Unterkleid, viel eleganter, und so geht es hinab bis zu den Schnallen der Guêtern und Schuhe. An seinem breiten Ledergurt endlich trägt er eine ganze Kuriositäten-Sammlung: Tabaksbeutel, Nastuch, Geldsack, Tintenzeug und Waffen aller Art. Dort, beim Albanesen, ist die Kleidung eher vernachläßigt, hier, beim Griechen, fast mit weibischer Sorgfalt herausgeputzt. Dort haben wir offenbar das Ursprüngliche, Angeerbte, hier eine, wenn nicht gerade theatralisirte, doch idealisirte Nachahmung. Der Albanese verwendet auf seine Kleidung nicht viel Geld, der Grieche oft sein ganzes Vermögen. — Schau mir auch dort jenes 18jährige Mädchen an, eine wahrhaftige Priesterin der Demeter! In weißem, wollenem Gewande, das am Hals, an den Aermeln und unten mit schwarzer Seide verbrämt ist und um die Hüfte mit einem Gürtel, auf der Brust mit Silberplatten zusammengehalten wird, schreitet sie gar feierlich einher. Ihr Fez ist mit Geldstücken überschuppt und vom Haare herab fällt rückwärts ein kleiner, weißer Schleier. Wüßte man nicht, daß Eleusis von Albanesen, die aus türkischem Gebiet eingewandert sind, bewohnt wird, so könnte man leicht versucht sein, gewisse Traditionen aus dem Alterthum anzunehmen.

Wir steigen ein. Da naht sich unter tiefer Verbeugung unser Grieche und bittet den General, er möchte ihn doch höheren Ortes zu einer Telegraphistenstelle empfehlen. Listiger Grieche, du hast deine Rolle gut gespielt. Keinen Augenblick hast du dein Interesse außer Acht gelassen, aber ebenso wenig den Anstand und die Liebenswürdigkeit.

Es mochte etwas nach drei Uhr sein, als wir abfuhren. Das Gespräch stockte. Jeder gedachte vergangener Zeiten. Wie öde war es auf der Straße, auf der ehedem die zahllosen Festpilger einherzogen; wie todtenstill auf der blauen Meeresbucht, allwo einst die mächtigsten Flotten der Welt in Kampf auf Leben und Tod entbrannt waren! Es war ein feierliches, vielsagendes Schweigen, das tief zu Herzen ging.

Nachdem wir das Kloster Daphni wieder hinter uns hatten, fragte ich den General, ob wir nicht vielleicht noch einen Abstecher nach der Akademie des Platon und nach dem Hügel Kolonos machen könnten. Der alte Militär lächelte über mein Verlangen und machte sich nicht wenig lustig über unsere Alterthumsschwärmerei. „Nun ja, wenn Sie ein Paar Oelbäume sehen wollen, wie Sie sie zu Tausenden schon viel schöner gesehen, und eine kleine Bodenerhebung, über welche man bei uns daheim in der Schweiz spotten würde, dann laßt uns gehen," meinte der General. Statt gradaus zu fahren, schwenkten wir links ab und langten bald bei einer Gärtnerwohnung an, die von Oliven-, Feigen-, Mandel- und vielen andern der köstlichsten Fruchtbäume allerliebst umschlossen war. „Da haben Sie also Ihre Akademie!" sprach neckisch der General, und als er gar in der Mauer des Hauses gewisse Skulpturüberreste entdeckte, welche allerdings den Spott, ich möchte sagen die Entrüstung herausfordern, da hatte er erst gewonnen Spiel. Und doch, wenn ich in diese Schattengänge hineinblicke, wie gar sonderbar wird mir zu Muth.

An diesem Ort, der nach einem athenienſischen Heros, Akademos, seinen Namen trug und von Hipparchos zu einem der Athene geweihten Gymnasium eingerichtet

worden war, — den Kimon durch Wasserwerke, Anlagen, Altäre und Heiligthümer bedeutend verschönerte — hier in diesem stillen, etwa eine gute Viertelstunde nordwestlich von der Stadt gelegenen Gehöfte — da war es, wo fern von dem Geräusch der Menge, im Dunkel weitästiger Platanen Platon seine tiefen, heiligen Gedanken einem auserwählten Jüngerkreise erschloß; wo er dem Grund aller Dinge nachforschte, zur rechten Selbst-, Welt- und Gotteserkenntniß anleitete und zu allem Guten, Wahren und Schönen ermunterte; wo er seine Grundsätze zu bleibender Staatswohlfahrt entwickelte, fein und fest für das unsterbliche Sein der Seele in den Riß stand und seinem unvergeßlichen Lehrer die herrlichste Märtyrerkrone aufsetzte. Wir kennen nun freilich Platon nur aus seinen Schriften und haben von dem heiligen Fluß seiner Rede gar keine Ahnung. Aber nimm nur einmal seinen Phädon zur Hand. Welche Einfachheit und Erhabenheit, welcher Ernst, welche Tiefe, welche Reinheit und Wärme, welche religiöse Weihe, die über Alles ausgegossen ist! Du findest da eine Sprache, die dich nicht wenig an die des vierten Evangeliums erinnert, wie denn Platon auch in Wahrheit eine ächte Johannesseele in sich trug. Nennt man Jesaias den Evangelisten des Alten Bundes, so dürfte man Platon wohl den Evangelisten aus den Heiden heißen. Jedenfalls ertönte aus ihm die Stimme eines Predigers in der Wüste, die dem Herrn den Weg bereitete. Es ist wunderbar zu sehen, wie dieser Heide bis an die Schwelle des christlichen Heiligthums hinantritt, und es ist dieß nicht anders zu erklären, als daß Gott der Herr auch einen Platon zu seinem Dienste berufen und ihn zu einem Werkzeug seiner vorbereitenden Gnade benützt habe.

Freilich gefunden hatte selbst Platon hienieden die volle Wahrheit noch nicht, aber er war ein eifriger Beter, ein ernster Sucher, ein anhaltender Anklopfer, und deßhalb wird Derjenige, der die ewige Wahrheit selbst ist, auch an einem Platon seine Verheißung wahr machen: „Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopfet an, so wird euch aufgethan.“ In diesem Sinne und unter dieser Voraussetzung hat bekanntlich schon Zwingli kein Bedenken getragen, den Platon der Schaar der Seligen beizuzählen.

Platon war schon äußerlich eine imposante Erscheinung, wie er denn auch seinen Namen — er hieß ursprünglich Aristokles — seiner schönen, breiten Stirne zu verdanken hatte. Bereits bei seinem Leben erscholl sein Ruhm in alle Welt, und viele Staaten wünschten ihn zu ihrem Gesetzgeber zu haben. Sein Ende war äußerst sanft und lieblich. Mitten im Schreiben beschäftigt, nach Andern gar am Hochzeitsmahl eines Freundes, verfiel der nie vermählte, zweiundachtzigjährige Greis in einen tiefen Schlummer, aus dem er erst in der besseren Welt wieder erwachen sollte (348 v. Chr.). Seine Leiche wurde unweit der Akademie, wie Einige sagen auf dem Kerameikos, beigesetzt.

So hatten wir denn hier, wenn man will, allerdings nichts Weiteres gesehen, als einen gutgepflegten Baumgarten. Und doch welche erhebenden Erinnerungen knüpfen sich an diesen Boden, an diese Bäume! War es uns ja, als müßte der große Denker uns bei einer Windung des Weges begegnen, als hörten wir ihn erzählen von Sokrates, von dem sein Herz so ganz und gar erfüllt gewesen, oder wie er dem Urgrund aller Dinge nachging, und in bildlichen Reden köstliche Wahrheiten

zur Anschauung brachte, wie z. B. wenn er unfähige Regenten geißelt: „Denke dir einen Schiffsherrn, an Größe und Stärke Allen im Schiffe überlegen, aber schwerhörig und auch schwach von Gesicht, und was Kenntniß der Schifffahrt betrifft, gleichfalls; das Schiffsvolk aber in Streit mit einander wegen des Steuerns, indem Jeder Steuermann sein will, ohne jemals die Kunst gelernt zu haben, oder nachweisen zu können, wer sie ihn gelehrt oder wann er sie gelernt habe, zudem auch behauptend, daß sie sich gar nicht lernen lasse, und bereit, Jeden todtzuschlagen, der sagt, sie lasse sich lehren; sie selbst aber immer ihn, den Schiffsherrn, umlagernd, bitten und thun alles Mögliche, daß er ihnen das Steuerruder übergebe, und manchmal, wann er ihnen nicht folgen will, sondern lieber Andern, tödten sie die Andern oder werfen sie aus dem Schiffe, machen den ehrlichen Schiffsherrn durch ein Alrauntränkchen oder einen Rausch oder sonst etwas fest, und regieren das Schiff, bedienen sich dessen, was drin ist, zechen und schmausen und schiffen so, wie sich von Solchen denken läßt; loben zudem und nennen kundig der Schifffahrt und einen guten Seemann und guten Steuermann den, der tüchtig mitwirken kann, daß sie zur Regierung kommen durch Ueberredung oder Nöthigung des Schiffsherrn, und wer das nicht kann, den tadeln sie als unbrauchbar ꝛc." (Der Staat VI).

Ja wohl wahr gesprochen, edler Platon! Für Griechenland wahr, das alte wie das junge, und auch für uns wahr, sehr wahr und, fürchte ich, wahr auch für die späteren Geschlechter. Dein Bild ist nur zu getreu aus dem Leben gegriffen, und an sprechenden Nachbildern wird es leider nie fehlen. — Dieser Augenblick in Platons Garten ward mir wichtiger als ganze Bände

von Kommentaren über seine Werke. Platons Geist trat vor meine Seele. Platon wurde mein Bekannter, mein Freund, und seine Schriften gestalteten sich mir gleichsam zu theuren Vermächtnissen.

Kaum hatten wir diese Weihestätte der edelsten Philosophie des Alterthums verlassen und, der Stadt uns nähernd, den Schatten der Bäume mit der offenen Landschaft vertauscht, so ward schon wieder eines der ergreifendsten Bilder einer wundersamen Vergangenheit in uns wach gerufen. Die zwei Hügel, die vor uns sich in einer Höhe von kaum mehr als 100 Fuß erhoben, hatten, äußerlich betrachtet, zwar wenig Anziehendes. Es waren, wie der General richtig bemerkt hatte, höchst unbedeutende Bodenerhebungen von gar monotoner Formation, und obendrein nur spärlich bewachsen. Den hinteren, nördlicheren überragt die Kapelle des heiligen Aemilian; auf dem näheren, den wir ersteigen, sind zwei einfache, neuere Denkmäler aus pentelischem Marmor, die aber, wie die herumliegenden Bruchstücke deutlich beweisen, schon öfters der gemeinsten Rohheit als Zielscheibe dienen mußten. Der eine dieser Denksteine ist gewidmet dem Andenken Ottfried Müllers, jenes gelehrtesten und sinnigsten Alterthumsforschers in Griechenland, dessen Name mit der griechischen Geschichte, Kunst und Literatur von nun an unzertrennlich verbunden sein wird, und der im kräftigsten Mannesalter (geb. in Schlesien 1797, gest. zu Athen 1840) seinen aufreibenden Studien erlag. Das andere Grabmal ward dem tüchtigen Archäologen und begeisterten Philhellenen Lenormant dem Aeltern errichtet. Aber warum wurden diese Kenner und Freunde Griechenlands gerade hier beigesetzt? Wohl schon deßhalb, weil man von diesem weither sichtbaren Punkt, von

dieser Warte in Attika, die ganze Gegend schöner als irgendwo überblicken kann. Zur Rechten der Parnes und der Aegaleos, zur Linken der Hymettos und Lykabettos. In der Tiefe die attische Ebene mit ihrem Kephissos, mit ihrem Olivenhain, ihren Weinbergen und Getreidefeldern, wie mit ihren Heidestrecken, vor Allem mit ihrem Athen, ihrer Akropolis, ihrem Parthenon und Erechtheion. Und im Hintergrunde das blaue Meer, aus dem Salamis und Aegina ihr zartes Haupt erheben. Noch mehr aber mochte es deßhalb geschehen sein, weil diese Oertlichkeit selbst einst Zeuge der denkwürdigsten, erschütterndsten und erfreulichsten Ereignisse gewesen. Denn da lag ehedem jenes jedem griechischen Jünglinge wohlbekannte Kolonos, allwo Oedipus, der in Folge eines dunkeln, grausigen Geschickes, ohne es zu ahnen, Vatermörder und Ehemann seiner eigenen Mutter geworden, und der seine Schuld auch dadurch noch nicht hatte sühnen können, daß er freiwillig des Augenlichtes sich beraubte — endlich im Haine der Eumeniden die heißersehnte Ruhe gefunden; jenes Kolonos, das den vollendetsten Tragiker des Alterthums, das Vorbild, welchem alle die großen Dichter späterer Zeiten nachgestrebt haben, den Sophokles hervorgebracht. Und gerade durch seinen „Oedipus auf Kolonos", in welchem er den bereits reichen und gewaltigen Stoff der Sage durch seinen Genius zu einer unübertrefflichen Kunstschöpfung zu gestalten gewußt, hat Sophokles ein seinen Geburtsort wie sich selbst gleich ehrendes Denkmal gestiftet. Als nämlich der in seinen Jahren schon weit vorgerückte Sophokles von seinem undankbaren Sohne Jophon der Verschwendung und des Widersinnes angeklagt worden war, da nahm der edle Greis noch einmal „all seine

Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz" und legte in diesem „lieblich süßen Gedicht," wie die Alten es nannten, oder, wie der hier ruhende Ottfried Müller sich einst geäußert, in diesem Gedicht „von wunderbar weichen und lieblichen Gefühlen durchathmet und tief eingetaucht in eine aus Wehmuth über das Elend des menschlichen Daseins und aus tröstlichen, erhebenden Hoffnungen gemischte Stimmung," — seine beredteste Vertheidigung ab.

Möge hier auch jenes herrlichen Chorliedes aus dem Oedipus gedacht werden, das sich in dem Preise über Kolonos ergehet und auch jetzt noch nicht aller Wahrheit verlustig gegangen ist:

Im roßprangenden Land, o Gastfreund, nun gingest du ein zum edlen Ruhsitz,
Dem lichthellen Kolonos;
Wo die melodische Nachtigall
Gern einkehrt und weit hinausklagt in blühende Thale,
Tief aus grünender Nacht des Epheus, und göttergeweihtem Wuchs,
Tausendbefruchtetem, welchen die Sonne nicht
Und keines Wintersturmes
Anhauch trifft; wo von holdem Wahnsinn erfüllt Dionysos stets hereinzieht
In dem Geleite der Götterammen u. s. w.

Eine ordentliche Weile saßen wir da auf den Stufen von Ottfried Müllers Denkmal, theils an dem großartigen Bilde uns labend, das erwärmt durch die feurigen Strahlen der Abendsonne vor uns sich entfaltete, theils durch unser Gedankenspiel übergeleitet von Sophokles zu Oedipus und zu noch manch anderem frommen Dulder, der auch erst nach viel Trübsal zum Frieden gekommen ist. Nachdem wir noch auf diesem Hügel, der uns denn doch etwas mehr bot, als jeder beliebige Erdhaufe,

einige jener purpurgestreiften Asphodelosblumen gepflückt, die nach Homer eigentlich im Hades ihren Standort haben und mit welchen schon die alten Griechen ihre Todten schmückten, die aber jetzt um Müller's und Lenormant's Gräber so freundlich sich winden — traten wir eiligst unsere Rückfahrt an.

Wo der Weg sich durchzog, weiß ich wirklich nicht mehr genau anzugeben, nur das weiß ich, daß wir eine Zeit lang an so reizenden, üppigen Gärten voll der herrlichsten Büsche und Bäume vorbeifuhren, daß ich im Wagen nicht mehr sitzen mochte, sondern mich aufrichtete, um ja von der oft hinter Mauern verborgenen Pracht nichts mir entgehen zu lassen. Das Herz lachte mir ganz auf ob dieser Fülle, und ich konnte mir's an dieser Stelle wenigstens so recht vorstellen, wie es einst um Athen herum ausgesehen haben müsse.

Es mochte ungefähr 6 Uhr sein, als wir vor unserm Hotel anlangten. Die ersten Gänge des Diners waren bereits vorüber, doch ließ uns der Wirth nichts entgelten, um so weniger, da der General sich freundlichst als unser Ehrengast eingestellt hatte. Es war nun freilich unter diesen steifen Engländern und stolzen Russen nicht so idyllisch, wie in der Schenke zu Eleusis, dennoch blieben wir für die Wohlthaten der europäischen Küche nicht unempfindlich, und als gar Freund H. zu Ehren unseres verdienten Landsmannes den Champagner knallen ließ, da mochten wir den Rezinato doppelt leicht verschmerzen. Drauf ergriff man Stock und Hut, zündete eine feine Cigarre an und machte sich ein wenig auf den Weg nach Patissia, der um die Abendzeit von der schönen Welt Athens besonders besucht wird. Rechts an der Straße betrachten wir uns die Grundmauern eines großartigen

Gebäudes. Es ist dieß das fürstliche Geschenk, das eine reiche griechische Wittwe der Stadt zum Zwecke eines Polytechnikums gemacht hat. Ehre solcher Liebe zum Vaterland! Von dem Aufschwung der jungen Stadt zeugt auch der Umstand, daß dieser Bauplatz um 30,000 Drachmen erstanden werden mußte; gerade der halbe Flächeninhalt eines Grundstückes, das vor dreißig Jahren um 13,000 Drachmen angekauft wurde. Nachdem wir genug auf- und abspaziert waren, suchten wir uns vor einem jener eleganten Kaffeehäuser, an denen die fashionable und nicht fashionable Welt vorbei zu defiliren pflegt, ein behagliches Plätzchen. „Schaut mir einmal diese zwei Prachtkerls," flüsterte der General, „da habt ihr ein Muster ächter Pallikaren!" Der Eine stund im Anfang der Sechzig, der Andere mochte kaum dreißig Jahre zählen. Ihre Kleidung war äußerst reich und kostbar, ihr Antlitz kühn und trotzig. Allein das Schönste und Köstlichste an ihnen war ihre stolze Haltung, ihr königlicher Gang. So leicht und doch so gemessen, so würdevoll und doch so ganz natürlich sah ich noch keine Sterblichen einherschreiten. Wahrlich, sie hätten sich getrost neben Achill oder Agamemnon stellen dürfen; ja es war so etwas an ihrer Erscheinung, das mich an den Apoll vom Belvedere erinnerte. Diese Leute haben in ihrem Auftreten sich die paradiesische Herrscher-Herrlichkeit noch bewahrt; sie sind sich des Vorzuges, den Gott dem Menschen schon im Aeußeren zuerkannt hat, wohlbewußt und wissen ihn trefflich zu verwerthen. Wie ein gutmüthiger Ackergaul zu einem muthigen arabischen Racen-Pferde, so erscheinen wir hinlässige, bequeme Abendländer zu diesen majestätischen Gestalten. Freilich, das gleiche Lob dürfte ich den vielen lustwandelnden Athenienfern

und Athenienserinnen vor uns nicht allen spenden. Fast sollte man glauben, es verhalte sich mit der Ablegung der nationalen Tracht, wie mit Simsons Haarwuchs; wo man sich nicht eilig genug in Frack und Hosen stecken kann und zu Gunsten einer marternden Angströhre den kleidsamen und praktischen Fez verachtet, da ist es auch mit dem nationalen Selbstgefühl, mit der nationalen Kraft und Macht dahin, da siegt der Philister, da schrumpft die Heroengestalt des Griechen zum Berliner-Eckensteher, oder zum faden Pariser-Bummler zusammen. Noch gieriger in der Nachäffung der Frankentracht als die Männer zeigen sich die Frauen, namentlich der höheren Stände; und da man eben urathenienſisch nur auf etwas Neues erpicht ist und abendländischen Damen Alles bis auf's Häärlein abguckt, so kommt es denn auch oft drollig genug heraus. Eine Ausländerin wird zu den Abendzusammenkünften gebeten, die der König während seines Landaufenthaltes im Freien zu geben pflegte. Dem Toilettemachen nicht viel nachfragend und absichtlich darauf nicht eingerichtet, nimmt sie eiligst aus einem Schrank einen weißen Shwal mit Spitzen. Die Spitzen wollen sich nicht lösen, rasch wirft man den Shwal in die Quere um. Eine weißseidene Capote muß den Dienst eines Strohhutes versehen. So erscheint man in der Gesellschaft — und — das nächste Mal trägt jede der Griechinnen ihren Shwal in die Quere und schwitzt gemüthlich in einer seidenen Capotte. Das sind Kleinigkeiten, wenn man will. Aber aus solchen Kleinigkeiten gerade lernt sich der Charakter eines Volkes weitaus am besten kennen.

Die Nacht bricht herein. Die Gaslichter flimmern, die Sterne funkeln. Von einem Garten, zu dem das

Volk sich hindrängt, tönt schrille Musik zu uns herüber. Raketen schwirren in die Höhe, ein Luftballon wird aufgelassen, und sein kühner Flug von der Zuschauermenge gespannt verfolgt und laut bewundert. Der General reicht uns die Hand und zieht sich zurück. Uns aber wird's bei der herrlichen Abendkühle erst recht wohl. Zwei Herren gesellen sich an unser Tischchen. Ein Capitano mit schwerer, goldener Epaulette, ein gebildeter und feiner Mann, der uns in geläufigem Französisch nicht nur über das griechische Wehrwesen mit seiner sonderbaren Armee von nur 9000 Soldaten zu über 1000 Offizieren und 70 Generälen unterhielt, sondern auch über neugriechische Sprache, Kunst und Literatur manch' Interessantes uns zu erzählen wußte. Sein Nachbar, ein Civilist, war trotzdem, daß er die schwarzen Kugeln seines Rosenkranzes selbst in der lebhaftesten Konversation beständig hin- und herschob, ein schlauer Fuchs, der wohl dem verschwundenen Königspaar manch tiefen Bückling gemacht und sicherlich auch dem neuen Herrscher schon sein begeistertes „Ephcháristo," sein „Heil dir" dargebracht hatte, aber nichts destoweniger über den Knaben auf dem Thron sich ziemlich lustig machte, vorzüglich aber das frühere Regentenhaus, bei dem er vielleicht seine Rechnung nicht nach Wunsch gemacht hatte, dem Gespötte preisgab. Den Otto schilderte er als einen honnetten, kavalieren Monarchen, der sich aber eher zum Vorsteher eines Kunstmuseums oder eines philologischen Seminars, als zu einem Landesoberhaupt geeignet hätte. Straßen habe er keine gebaut, wohl aber auf der Akropolis Manches hübsch herrichten lassen. Um Gesetze habe er sich wenig bekümmert, aber wenn ein Minister ihm eine Vorlage gebracht, habe er, der reinste Schreiber und Sprecher

des Neugriechischen, es selten unterlassen, diesem oder jenem Paragraphen eine attischere Wendung zu geben. Entschlossener und zum Herrschen tüchtiger sei die Königin gewesen. Aber mit ihrer maßlosen Empfindlichkeit, in Folge deren sie Jeden, der nicht ganz nach ihrer Pfeife tanzen wollte, wirklich bis in's Kleinliche hinein kränken konnte, habe sie Alles verdorben und durch die Ueberschätzung ihrer Kräfte und Verhältnisse gar oft sich lächerlich gemacht. So soll sie während des Krimmkrieges zu einem Künstler mit nicht geringer Selbstzuversicht gesprochen haben: „Nun, in zwei Jahren werden wir in Konstantinopel sein!"

Gerne hätten wir noch länger den Erzählungen unserer Tischgenossen gelauscht. Allein ein tüchtiger Arbeitstag stand uns noch bevor. Wir steuerten daher unserem Quartiere zu, und zwar denke ich, nicht nur unsere Stimmung, sondern auch unser Gang, unsere ganze Haltung werde, ob der reichen Tageserlebnisse, eine gehobenere, der Klassizität verwandtere gewesen sein. Bald lag ich in den süßesten Träumen. Doch nicht düstere Gräberreihen, keine Klostermauern, kein Schlachtgewühl, keine Prozessionen, Tempelsäulen, kein Plato und auch kein Sophokles, überhaupt nichts aus dem alten oder neuen Griechenland, sondern freundliche Bilder aus der lieben Heimath traten vor meine Seele und erquickten sie, bis Eos dem glücklichen Schläfer ihren Morgengruß brachte.

Vierter Tag.

Das Prytaneum. — Das Monument des Lysikrates. — Der Museion. — Die Pnyx. — Der Areopag. — Das Erechtheion. — Der Parthenon. — Griechische Kirche. — Abschiedsbesuch bei General Hahn. — Im Bazar. — Sonnenuntergang von der Akropolis.

Man hört die Bewohner von Kairo oft rühmen, sie hätten im Winter eines so unvergleichlich schönen Wetters sich zu erfreuen, daß selbst Allah im Paradiese es nicht lieblicher habe. Als nun zu Athen jeder Tag, wenn möglich, noch glanzvoller und prächtiger als der vorhergehende uns entgegenstrahlte und der 30. Juni noch vollends allem Früheren die Krone aufsetzte, da dachte ich, die Athenienser hätten wohl Fug und Recht, durch ein ebenbürtiges Sprüchwort die Fernen zu ihnen herzulocken. Wäre ich an der Spree geboren, so würde ich vom heutigen Morgen wohl schreiben: „er war zum Hinsinken schön, wirklich ganz gottvoll.“ Und schön, herrlich schön war er in der That, so schön, daß Etwas von der heiteren Lebenslust der Alten auch durch unsere kühleren Adern schoß.

Auf der Aeolus-Straße regt sich noch kaum ein Bein, beim Bazar ist Alles wie ausgestorben. Vor dem Thurm der Winde angelangt, schwenken wir links ab und stehen, nachdem wir einige schmale Gäßchen durchzogen, plötzlich vor den neuaufgegrabenen Fundamenten eines weitläufigen Gebäudes. Auch da wimmelt es wieder von Inschriftsteinen, Säulentrommeln, Marmorquadern und allen möglichen Skulpturüberresten. Die ganze Anlage weist auf einen stattlichen Palast hin, und die Aechäologen

sagen uns, daß hier das Prytaneum, jenes Ehrenhaus in Athen, gestanden, in dem während ihrer Amtsdauer von 35 Tagen die Prytaneen, d. h. die Vorsitzer der zehn Klassen, aus welchen der Senat zusammengesetzt war, und auch sonst um das Vaterland hochverdiente Männer, als: Feldherrn, Redner, Philosophen, Künstler, auf Staatskosten Wohnung und gemeinsame Speisung erhielten; eine Auszeichnung, die so hoch angeschlagen wurde, daß selbst der verurtheilte Sokrates darauf anspielte, indem er sagte, er hätte wohl ein besseres Loos verdient, nämlich im Prytaneum öffentlich versorgt zu werden. Hier wurden auch Solons Gesetze, die früher auf der Burg gewesen, aufbewahrt, und der große Speisesaal war geschmückt mit den Statuen der Schutzgötter und der berühmtesten Bürger der Stadt. Mit dieser Ehrenbezeugung wollten die Athenienser offenbar ihre Wohlthäter von jeder kleinlichen Sorge und Mühe entheben, so daß sie ganz ihrem hohen Berufe sich widmen könnten; und es sollte ihnen dadurch gezeigt werden, daß der dankbare Staat sie nicht einzig mit schönen Worten abzuspeisen gesonnen sei. Wie fördernd, wie hebend und zu den höchsten Leistungen für das Beste der Gemeinde ermunternd mußte es für jene Männer gewesen sein, sich stets, selbst beim Essen und Trinken, im Kreise der Edelsten zu bewegen! Wie lag in diesem freundlichen Zusammensein der Einflußreichsten die sicherste Bürgschaft für des Staates Einigkeit und Friede! Das christliche Familienleben hat nun allerdings auch in dieser Beziehung gar Vieles verändert. Der Staatsmann, der Gelehrte, der Künstler, der Volksfreund, sie werden gerade in ihrer Familie selbst den reinsten und kräftigsten Sporn für ein segensreiches Wirken finden. Aber am

Prytaneum Athens dürfte der christliche Staat denn doch das lernen, daß es ihm wohl anstünde, seinen verdienten Männern noch etwas Anderes in Aussicht zu stellen, als eine Pfründeranstalt aus Erbarmen. Und Jung-Griechenland könnte sich bei diesen Trümmern fragen, ob es denen, die ihm seine Unabhängigkeit erstreiten halfen, auch stets die schuldige Anerkennung gezollt habe.

Vom Prytaneum zog sich vordem in südlicher Richtung bis zum Lenäon, dem heiligen Bezirke des Dionysos-Tempels, die sogenannte Tripoden-Straße, in welcher die Chorführer ihre gewonnenen Dreifüße öffentlich, und gewöhnlich auf einem eleganten Unterbau, den sie anfertigen ließen, zur Schau stellten. Aber wie wir auch spähen und suchen, die Dreifüße sind alle verschwunden. Lauter Zwei- und Vierfüßler begegneten uns in diesen Nebengäßchen, und selbst diese nur spärlich. Doch ein Monument, das einst den Ehrenpreis getragen, ist uns noch erhalten, und zwar eine gar herrliche Arbeit des besten griechischen Styls. Es ist dieß das Denkmal des Lysikrates, in lächerlichem Unverstand häufig als „Laterne des Diogenes," oder gar noch des Demosthenes, der da seine Redeübungen vorgenommen haben soll, bekannt. Auf einem 12′ hohen viereckigen Unterbau erhebt sich ein allerliebstes, rundes Marmortempelchen von 20′ Höhe. An der Wandung heben sich sechs schlanke korinthische Halbsäulen mit feinen Kapitälen empor und tragen den Architrav, dessen Inschrift uns sagt, daß im Jahre, als Alexander der Große nach Asien aufbrach, 335 v. Chr., Lysikrates mit einem Chor von Knaben den Sieg davongetragen habe. Längs des Frieses zieht sich ein äußerst zierliches Relief. Vorne sitzt Dionysos und reicht in seinem Herrschergefühl einem Löwen seine Trinkschale

dar. Auf jeder Seite steht ein Satyr. Sodann sehen wir, wie sich Dionysos eines Angriffes von den tyrrhenischen Räubern dadurch erwehrt, daß er die Verwegenen in Delphine verwandelt, die nun hurtig über Bord schlüpfen, oder von dem Gefolge des Gottes mit Knitteln in die Flucht geschlagen werden. Den gleichen Reichthum und Geschmack zeigt das Gesimse. Das schuppenartige Dach endlich läuft aus in eine kunstreiche Wunderblume, die dem Dreifuß zur Unterlage gedient hatte.

Dieser kostbare Bau mag uns einen annähernden Begriff von dem Werthe geben, welchen der Grieche darein setzte, aus einem Wettkampfe als Sieger hervorzugehen und des Lobes seiner Mitbürger gewürdigt zu sein.

Dicht neben dem Denkmal des Lysikrates steht ein halbzerfallenes Haus, nach dem wir mit vollster Theilnahme hinüberschauen. Es ist zwar nur eine Ruine neuesten Datums ohne Kunst und Pracht, aber hier hatte ja eine Zeit lang Lord Byron gewohnt, dieser reichbegabte Dichtergenius, dieser warme, aufopferungsvollste Freund Griechenlands, aber dieser arme Mensch voll inneren Zwiespalts und endloser Kämpfe. Nun kommen wir wieder zu alten Bekannten. Um das Ostende der Akropolis biegend, sehen wir bald das Dionysos-Theater, dann das Odeon. Jetzt verlassen wir die Straße und gehen in südwestlicher Richtung querfeldein auf einen Hügel zu, der sich etwa zu gleicher Höhe wie der Burgfelsen erhebt. Man nennt ihn Museion, Musenhügel, weil Musäos, derjenige unter den Schülern des Orpheus, der seinem Meister in der Ausübung der heiligen Kunst am nächsten gestanden, dort oben seine ergreifenden Weisen habe erschallen lassen. Am Fuße des Hügels angelangt treten wir in einige künstlich ausgehauene Felsenkammern,

unter denen der Volksmund die eine als das Gefängniß des Sokrates bezeichnet. Obschon ich nun wohl wußte, daß diese Tradition alles und jedes historischen Bodens entbehrt, daß wir hier einfach an Keller zu denken haben, welche zu den Häusern des einst dicht besetzten Stadtviertels in dieser Gegend gehörten, oder — wie man aus einer gewissen Aehnlichkeit der Konstruktion mit der sogenannten Schatzkammer des Atreus bei Mykenä schließen möchte — an einen Raum, der dazu diente, den Schatz der Stadt sorglichst zu verwahren, — von der drolligen Meinung, die in diese finstere, naßkalte Höhle den Ehrensaal des alten Prytaneums verlegt, gar nicht zu reden — so war mir's doch, als sähe und hörte ich jene unvergleichliche, unvergeßliche Szene sich wiederholen, die Plato uns in seinem Phädon überliefert hat, als stünde ich mit im Kreise um den völlig ruhig, ja in freudiger Hoffnung und unter den erhebendsten, lieblichsten Gesprächen sterbenden Sokrates; als würde jener räthselhafte, bewundrungswürdige Mensch, welchen Platon den besten, weisesten und gerechtesten nannte, auch an uns eine seiner eigenthümlichen, auf's Innerste zielenden Fragen richten. Wie stimmte auch zur frühen Morgenstunde und zur Ueberlieferung der Oertlichkeit der schöne Eingang zum „Kriton“:

Sokr. Wie? bist du schon um diese Zeit gekommen, Kriton? Oder ist es nicht mehr früh? — Kriton. Noch gar früh. — Sokr. Welche Zeit wohl? — Krit. Die erste Morgendämmerung. — Sokr. Da wundere ich mich, daß der Schließer des Gefängnisses dir hat aufmachen wollen. — Krit. Er ist schon gut bekannt mit mir, Sokrates, weil ich oft hieher komme. Auch erhält er wohl einmal etwas von mir. — Sokr. Bist du jetzt eben gekommen, oder schon lange? — Krit. Schon ziemlich lange. — Sokr. Warum denn hast du mich nicht gleich geweckt; sondern

dich so still hingesetzt? — Krit. Nein, beim Zeus, Sokrates, ich wollte wohl selber lieber nicht gewacht haben in dieser Betrübniß. Aber dir habe ich schon lange verwundert zugesehen, wie sanft du schliefest; und recht wohlbedächtig habe ich dich nicht geweckt, damit dir die Zeit noch recht lieblich hingehe. Denn oft schon freilich, auch sonst im ganzen Leben habe ich dich glücklich gepriesen deiner Gemüthsart wegen, bei weitem aber am Meisten in dem jetzigen Unglücke, wie leicht und gelassen du es erträgst. — Sokr. Es wäre ja auch verkehrt, o Kriton, wenn ich in solchem Alter mich unwillig geberden wollte darüber, daß ich eben schon sterben muß. — Krit. Werden doch auch Andere, Sokrates, ebenso Bejahrte, von solchem Unglück bestrickt; aber ihr Alter schützt sie nicht davor, daß sie sich nicht unwillig geberden, wenn nun das Schicksal herantritt.

Vor lauter Eifer im Notizenmachen an diesem dunkeln Ort hatte ich leider meine liebe, blaue Brille, die ich hier bei Seite legen mußte, den Manen des Sokrates als unfreiwilliges Weihegeschenk hinterlassen. Ein Verlust, den jeder Orient-Reisende nur zu gut wird zu würdigen wissen. — Obschon es erst 6 Uhr war, als wir den Hügel erstiegen, brannte doch die Sonne schon so kräftig uns auf den Rücken, wie etwa bei uns um 10 Uhr. Die Aussicht von der Höhe ist genau dieselbe, wie die von der Akropolis; nur daß gerade die Akropolis mit ihren Heiligthümern von keinem Standort sich majestätischer entfaltet, als gerade von hier. Da hatten auch 1826 die türkischen Kanonen eine furchtbar feste Stellung eingenommen und ihre zerstörerischen Geschosse in Masse gegen den Parthenon, das Erechtheion und die Propyläen entsendet. Schon früher ward dieser die Stadt beherrschende Punkt mehrmals befestigt, wie denn von der Burg des Demetrius Poliorketes (298 v. Chr.) sich noch etliche, freilich nur spärliche Ueberreste zeigen. Stark beschädigt, aber immerhin noch imposant genug, erhebt

sich dagegen auf dem Gipfel das Marmordenkmal zu Ehren des Philopappos, eines Abkömmlings der Seleukiden. Der konkave Bau bestand aus drei Nischen, die von 4 Pilastern gehalten wurden. In der jetzt verschwundenen Nische rechts stand Seleukus Nikator, in der großen Mittelnische mit dem Rundbogen thront Philopappos, in der Nische zur Linken Antiochus. Auch die Pilaster waren mit Statuen geschmückt gewesen. Unten finden sich die Spuren eines großartigen Reliefs. Die Inschriften sind nur theilweise noch leserlich. Das ganze aus vespasianischer Zeit stammende Monument, das, wie deutlich wahrnehmbar, noch innerhalb der alten Stadtmauer gelegen, mag für Rom gar wohl passen, für Athen ist es zu schwerfällig und überladen. In nordwestlicher Richtung der sanfteren Abdachung des Hügels folgend, gelangten wir bald in ein freundliches, von Ost nach West sich ziehendes Thälchen, durch das einst eine Hauptstraße nach dem Phalerus geführt haben muß. Noch sieht man da und dort die Trümmer einer vorchristlichen Pferdebahn, d. h. in den harten Stein künstlich vertiefte Geleise, in denen die Räder der Fuhrwerke sich leichter bewegen konnten. Die Alten waren eben, trotz der staunenswerthen Technik des 19. Jahrhunderts, auch nicht ganz auf den Kopf gefallen. Hier unten am Musenhügel ist auch das sogenannte Grab Kimons, des berühmten athenienſischen Helden. Ob aber in dieser Felsenkammer Kimon oder ein Anderer seine Ruhestätte gefunden, das muß einstweilen dahingestellt bleiben. Zeigt man doch auch im Süden des Hügels ein Grab Kimons.

Jenseits der Thalsenkung lagert sich, ebenfalls gegen Nord-Westen sich dehnend, der Pnyxhügel. Baumlos,

nur von magerem Gras, üppigeren Disteln und einigen Anemonen bewachsen, wie sein so eben verlassener Bruder, ladet er gar nicht sonderlich zum Besuch ein, und dennoch müssen wir dort hinauf, denn von dort aus wurden oft Athens, Griechenlands Geschicke geleitet. So kahl und nackt sah es nämlich da oben nicht immer aus. Die Pnyx trägt ihren Namen von den dichtgedrängten Häusermassen, die einst hier gestanden, und deren zahlreiche, noch jetzt wahrnehmbare Ueberreste ein beredtes Zeugniß von der Einfachheit und Bescheidenheit des altatheniensischen Bürgers ablegen. Auf der Anhöhe, wo dich eine zwar bereits wohl bekannte, aber immer neu entzückende Fernsicht hinhält, gewahrst du einen gewaltigen, abgeglätteten Felsblock und gegen das Meer zu einen geebneten Platz von etwa 160 Fuß in's Geviert. Der Felsblock war die Rednerbühne, das Bema, eines Themistokles, Perikles, Alkibiades, und auf dem umliegenden Platze standen die Sieger von Marathon, Salamis und Platää, standen die Bürger, die Athens Emporkommen und Glanzzeit erlebt hatten. Später jedoch reichte dieser Raum nicht mehr aus. Am Nordabhang des Hügels ward ein neuer Platz für die Volksversammlungen hergerichtet. Um eine Ebene zu gewinnen, wurde theils in den Felsen des Hügels eingeschnitten, theils führte man kyklopische Substruktionsmauern auf, von denen einzelne Stücke bis 13′ Länge und Höhe messen. Die in den Stein gehauene Basis bildet einen Winkel von 155°; am östlichen Arm sieht man noch 43 Nischen, die, den Inschriften nach zu schließen, Weihgeschenke bargen, die Zeus, dem Allerhöchsten, gespendet worden waren. Am nordwestlichen Arm, gegen den Winkel zu, steht das Bema, zu dem hinauf 6 kleine Stufen führen,

und an dessen Vorderseite, wie einzelne Eisenstangen noch verrathen, ehemals wahrscheinlich Reliefs angebracht waren. Auf dem Platze davor hatten 5000 Zuhörer hinlänglich Raum, und die Bühne ist so gestellt, daß eine irgend deutliche Stimme überall verstanden werden muß. Der Redner sah vor sich die Stadt und ihre Burg, die Heiligthümer und die Prachtbauten ruhmverkündend sich dehnen. Der Areopag und die heilige Straße forderten zum Ernst, zur Wahrheit und Gerechtigkeit auf. Wo man immer hinblickte oder hinwies, überall Mahnungen, das gemeinsame Wohl sich angelegen sein zu lassen, des Vaterlandes nicht zu vergessen. Hier, ja wirklich genau auf dem Fleck, auf den ich jetzt auftrete, stand einst Demosthenes, der unübertroffene Meister in der Redekunst, weniger ausgezeichnet durch den Schmuck und die Fülle der Worte, als durch den Reichthum und die Tiefe der Gedanken, durch den unbestechlichen, unerschrockenen Wahrheitssinn und die feurige, reine Vaterlandsliebe. Gleichwohl galt ihm, als ächtem Hellenen, auch die Form für nichts Gleichgültiges, Untergeordnetes. Wir wissen, mit welch' eiserner Beharrlichkeit er die Hindernisse alle überwältigte, die ihm in dieser Hinsicht von der Natur in den Weg gelegt worden waren. Aber er verschmähte jegliches Phrasengeklingel und verlor sein heiliges Ziel nie aus den Augen. Von da aus schleuderte er seine Bannstrahle gegen Philipp von Mazedonien, dessen ehrgeizige, die Freiheit Griechenlands vernichtende Plane er wie kein Anderer durchschaute und auch wie kein Anderer bloßzulegen den Muth hatte. Von da aus geißelte er das schamlose Treiben seines Rivalen, des gewandten Redekünstlers Aeschines, der, selbst an Philipp verkauft, die edelsten Vaterlandsfreunde zu ver-

dächtigen suchte, als hielten sie es mit den Ausländern. Von da aus wies er die Athenienser mit seltenem Freimuth hin auf die vielen und großen Schäden, an denen ihr öffentliches und privates Leben krank darniederlag, und wodurch der Untergang der Nation mehr und mehr beschleunigt wurde. Es mochte den Atheniensern, welche nicht ohne die Schuld ihrer Redner nur zu sehr gewöhnt waren, im Glanze ihrer Vorfahren sich zu sonnen, nicht sonderlich genehm gewesen sein, als Demosthenes, nicht aus kleinlicher Tadelsucht, oder aus Effekthascherei, sondern mit blutendem Herzen, lediglich um dem Uebel wo möglich noch zu steuern, zu ihnen sprach:

„Es war einst Etwas, athenische Männer, es war Etwas in den Gemüthern der Völker, das jetzt nicht mehr vorhanden ist, und das uns über die Schätze der Perser den Sieg verschafft und Hellas zur Freiheit geführt hat und in keinem See- und Landtreffen besiegt worden ist; dessen Nichtvorhandensein jetzt Alles verdorben, und in den Angelegenheiten der Hellenen Alles umgekehrt hat. Was war nun aber dieß? Nichts Verschlagenes, noch Schlaues, sondern — daß Jedermann Diejenigen haßte, die von Solchen Geld annahmen, welche zu jeder Zeit zu herrschen, oder Hellas zu verderben strebten.“ — „Jetzt aber wird dieß Alles wie auf offenem Markte feil geboten, und dagegen Etwas eingeführt, wodurch Hellas in einen krankhaften Zustand und in's Verderben gerathen ist. Was ist denn dieß? Neid, wenn Jemand Etwas (von Bestechungen oder Betrügereien) empfangen hat; Gelächter, wenn er dieß eingesteht; Verzeihung für Diejenigen, die eines (solchen) Vergehens überwiesen sind, und Haß gegenüber Dem, der hierüber Tadel ausspricht; und alles Andere, was aus den

Bestechungen entspringt. Mit Kriegsschiffen nämlich, mit zahlreicher Bevölkerung, Geldeinkünften und sonstigem Reichthum an Mitteln und mit dem, was man überhaupt als Macht eines Staates zu betrachten pflegt, mit dem Allem sind wir jetzt weit reichlicher und besser versehen, als damals; aber es wird dieß Alles unbrauchbar, eitel und nutzlos gemacht durch Diejenigen, die damit — Handel treiben!" (3te Rede gegen Philipp.)

Fast möchte ich glauben, der Redner habe eigentlich nicht die Griechen, sondern uns im Sinne gehabt. O, daß doch auch unter unsern Staatsmännern solche Demosthenes aufträten, die dem Volke nicht nur predigen, wonach ihm die Ohren jücken, die nicht fort und fort seinen Leidenschaften schmeicheln, nur um ihm wohl zu gefallen, sondern die unbekümmert um die Volksgunst, einzig auf des Volkes Wohl es absehen, und zu dem Ende die Wahrheit frei heraussagen und entschieden zu ihr stehen auch da, wo sie bitter mundet, auch da, wo solches Zeugniß übel vermerkt wird und Tadel und Verfolgung einbringt. Des Demosthenes Warnungen fanden leider nicht die gebührende Beachtung, ob man auch zuweilen einen Anlauf zum Bessern nahm. Griechenlands Unabhängigkeit ging jetzt raschen Schrittes ihrem Untergang entgegen. Und Demosthenes endete, von den Schergen des Antipater verfolgt, im Poseidon-Tempel auf der Insel Kalauria durch Gift, das er in einer Schreibfeder beständig mit sich geführt hatte (12. Oktober 322 vor Christo).

Wie die Pnyx zum Musenhügel, gerade so liegt der Nymphenhügel zur Pnyx. Wir hätten dort das schöne Observatorium, das Sina auf seine Kosten bauen ließ, oder das große Schlachthaus, oder jenen glattgerutschten

Stein, dem die Neugriechinnen gewisse Wunderkuren zuschreiben, oder auch mehrere Grundmauern antiker Häuser besichtigen können; wir begnügten uns aber mit einem allgemeinen Ueberblick, stiegen dann die Pnyx in der Richtung nach der Akropolis hinunter und erklommen jenen berühmten, schwarzen, schroffen Kalksteinfelsen, der sich dicht vor der Westseite der Stadtburg zu allerdings nur ganz unbedeutender Höhe erhebt, den verhängnißvollen Areopag, d. h. Hügel des Ares, des Mars. Hier sollen die Götter selbst über den Ares, der des Poseidons Sohn Hippothoon erschlagen, zu Gericht gesessen sein, ihn aber freilich als nichtschuldig entlassen haben. Auch Kephalos hatte sich allda über seinen Mord an seiner Gattin Prokris zu rechtfertigen; ähnlich Dädalos und Orestes. In der historischen Zeit hielt hier der älteste und oberste Gerichtshof Athens, bestehend aus den edelsten, unabhängigsten und rechtschaffensten Männern, die zuvor das Amt eines Archonten tadellos bekleidet haben mußten und nun auf Lebensdauer gewählt wurden, seine nächtlichen Sitzungen über Staats- und Kriminalverbrechen, über Verspottung der Religion, oder Neuerungen in derselben, wie über Sittenlosigkeit. Dieses Gericht galt als das erste und heiligste nicht nur in Griechenland, sondern auch unter vielen fremden Nationen, die nicht selten ihre Händel hier beizulegen wünschten. Im Dunkel der Nacht wurde geurtheilt, damit sich die Richter nicht etwa durch die kläglichen Geberden der Schuldigen zur Nachsicht bewegen ließen. Sein Stimmtäfelchen legte jeder Beisitzer entweder in die Urne der Erbarmung oder des Todes. Stunden die Stimmen inne, so nahm man an, Pallas rathe zur Erbarmung, und der Angeklagte wurde freigesprochen. Ein Knabe,

der Wachteln die Augen ausgestochen, wurde vor den Areopag beschieden und zum Tode verurtheilt, „weil ein solcher Mensch seinen Mitbürgern zum Verderben gereichen würde.“ Ueber den gefeierten Dichter Aeschylus wurde eine Strafe verhängt, weil er in einer Darstellung seiner Eumeniden eine Scene aus den eleusinischen Mysterien profanirt habe. Und vor diesen Schranken stand einst auch Perikles, so lange der Abgott des athenienſischen Volkes. Schändliche Neider hatten nichts unversucht gelassen, den großen Mann zu stürzen; doch da sie ihre saubern Pläne bisher stets vereitelt sahen, so suchten sie die Aspasia, des Perikles feingebildete, hochherzige Gattin, zu verdächtigen, als führe sie einen anstößigen Lebenswandel und suche sie in ihrem Hause junge Frauen zu gleicher Zuchtlosigkeit zu verführen. Und Perikles, wohl wissend, daß das ganze Verbrechen seiner heißgeliebten Gattin nur darin bestand, daß sie dem griechischen Weibe eine freiere, würdigere Stellung erringen wollte, Perikles, der Donnerer, der bis jetzt noch jeden Gegner niedergeworfen, er wurde ob dieser Gemeinheit und Feigheit so ergriffen und erschüttert, daß er sich freiwillig als Sachwalter seiner Aspasia vor dem Areopag stellte, nicht donnernd, nicht in wildem Zorne, sondern gebrochen unter der Last des Schmerzes weinend, flehend, aber gerade so über die verruchten Verleumder den glänzendsten Sieg davontragend.

Doch als wir die 15 schmalen und schlechten, in den Stein gehauenen Stufen hinanstiegen, als wir den länglich viereckigen Raum mit den theilweise noch erhaltenen Sitzen und die zwei ausgesonderten Plätze, die für den Kläger und den Angeklagten bestimmt gewesen sein sollen, uns betrachteten, da trat ein Mann vor unsere Seele,

der nicht der griechischen Nation angehörte, eine Heldengestalt eigener Art. Kein Feldherr wie Themistokles, kein Staatsmann wie Perikles, kein Philosoph wie Sokrates und auch kein Redner wie Demosthenes, und gleichwohl ein Streiter, der ganze Länder und Völker eroberte, Einer, der das Wohl der ganzen Menschheit auf seinem Herzen trug und kräftiglich es förderte, ein wahrer Weiser, der auch die Tiefen der Gottheit erforschte, in Schrift und Wort so gewaltig, daß er Millionen erweckte, hinriß, erquickte, beseligte — so gewaltig deßhalb, weil sein Rednerdiplom lautete: „Ich glaube, darum rede ich" — und: „Es sei aber ferne von mir rühmen, denn allein von dem Kreuze unseres Herrn Jesu Christi, durch welchen mir die Welt gekreuziget ist und ich der Welt." Denn da auf dem Areopag war's, daß der Apostel Paulus in den feinsten Wendungen und voll der reinsten und heiligsten Begeisterung die Männer von Athen, die Epikuräer und Stoiker und viel Volks anredete, ihr nimmersattes Streben nach würdiger Gottesverehrung mit weiser Schonung anerkannte, von einem — während einer furchtbaren Pest — dem „unbekannten Gott" geweihten Altar, den er gesehen, ausgehend, den Gott Himmels und der Erde ihnen verkündigte; jedoch den alle übrigen Völker als Barbaren verachtenden Griechen nicht verschwieg, Gott habe gemacht, „daß von Einem Blut aller Menschen Geschlechter auf dem ganzen Erdboden wohnen," und den auf ihre, gerade von dieser Stelle aus in ihrer ganzen Pracht sich zeigenden, Tempel und Götterbilder nicht wenig stolzen Athenienfern es frei heraus sagte: „Seiner wird auch nicht von Menschenhänden gepfleget, als der Jemandes bedürfte," und endlich ihnen als Heil der Welt darstellte nicht einen Bürger

Athens, Attika's, Griechenland's, sondern Jesum von Nazareth, aus dem jüdischen Lande, und zu seinen leichtsinnigen, lebenslustigen Zuhörern sprach „von der Auferstehung der Todten und vom Gericht."

Aber welches war der Erfolg dieser meisterhaften Rede des Apostels? Etliche mochten, wie zuvor auf dem Markte, in eitler Selbstzufriedenheit gesagt haben: „Was will dieser Schwätzer?" Die Meisten gaben mit ächt athenienſischer Höflichkeit dem lästigen Gewissensmahner den Abschied mit den Worten: „Wir wollen dich davon weiter hören." Nur eine ganz kleine Zahl aus dieser volkreichen Stadt hing ihm an und ward gläubig. Freilich unter ihnen ein Mitglied des Areopages selbst, Dionysius, und eine vornehme Frau, Namens Damaris.

Man hat nicht ermangelt, diesen geringen Erfolg davon herzuleiten, daß der Apostel in Athen nur allzusehr den großen Rednern und Philosophen es habe nachmachen wollen. Wäre er nach Athen gekommen, wie er nach Korinth kam, nämlich „nicht mit hohen Worten, oder hoher Weisheit, zu verkündigen die göttliche Predigt," so hätte er wohl mehr ausgerichtet. Das mag nun allerdings gar witzig, vielleicht sogar geistreich gesprochen sein; wahr und gerecht ist es jedenfalls nicht. Glaubt man denn, der Apostel habe zu Athen sein eigen Lichtlein wollen leuchten lassen? Ging nicht seine nicht zu leugnende, aber durch und durch sittliche, christliche Anbequemung, sein liebevolles Eingehen an und in die athenienſische Denk- und Sprachweise einzig aus seinem hingebenden Bestreben hervor, auch den Griechen ein Grieche zu werden, damit er — freilich fern von jeder unlauteren Akkommodation, fern von allem Abschwächen und Vertuschen der Wahrheit — auch die Griechen ge-

winne? Aber gerade die Ersten unter den Griechen vermochten in dem Evangelio von Christo nichts Weiteres zu sehen, als eine Thorheit. Athens Ruhm auf weltlichem Gebiete soll ihm ungeschmälert bleiben. Aber auch der Schandfleck Athens wird bleiben, „daß keine andere Weltstadt leichtfertiger als die Stadt der Minerva mit der höchsten Weisheit verfahren ist.“ (Beets, d. Apostel Paulus.) „Also ging Paulus von ihnen.“ Und heute noch warten wir und flehen wir, ob nicht Paulus doch noch einmal sich dort niederlassen und eine große und glaubensvolle Gemeinde gründen möchte.

Weiter unten zieht sich in den Felsen hinein eine tiefe, schauerliche Schlucht, in deren Grund eine Quelle unheimlich murmelt. Da war das Heiligthum der Erinnyen, jener furchtbaren Rachegöttinnen, die den Schuldigen schreckten, quälten, verfolgten, bis er seinen Frevel bereut und gebüßt hatte, wonach sie sich dann für ihn in die Eumeniden, in die Wohlwollenden, verwandelten. Wahrlich eine bedeutsame Nähe für eine Richtstätte!

Noch blieb uns eine Stunde vor dem bestellten Frühstück übrig. Schnell machten wir uns daher die vor uns liegende Akropolis hinan; aber nun nicht, um bloß ihre Außenwerke zu betrachten und zu bewundern, sondern um an ihrem Hauptschmucke uns zu entzücken; es galt dem Erechtheion und dem Parthenon. Doch so eilig waren wir gleichwohl nicht, daß wir vor dem Niketempelchen, vor der Pinakothek und unter den Propyläen nicht ein wenig stille gestanden wären und Auge und Herz erlabt hätten an diesen anmuthigen, stolzen Kunstgebilden. Jetzt sind wir im Hofraume selbst, und zur Linken ladet uns das Erechtheion freundlich ein, zur

Rechten thront ernst und feierlich der Parthenon. Wir steuern auf das Erstere zu, den Letztern, als höchsten Genuß, uns bis an's Ende versparend. Was soll dieser quadratisch mit Steinen belegte Platz von 20′ Länge zu 15′ Breite, zu dem unser Weg uns führt? Eben hier stand ehedem die mit dem Piedestal zu einer Höhe von 80′ sich erhebende Riesen-Statue der Athene Promachos. Das Metall lieferte die Siegesbeute von Marathon, und Phidias war es, der diese schwerfälligen Massen zu einem Bilde von wunderbarer Schönheit und Würde zu gestalten wußte. In der Linken hielt die Göttin zur Abwehr ihren reichverzierten Schild, mit der Rechten stützte sie sich auf ihre Lanze, deren vergoldete Spitze den Schiffern schon von Sunium her entgegenfunkelte. Noch an dürftigen Spuren anderer Denkmäler, von denen die Akropolis einst strotzte, kamen wir vorüber. Größer an Zahl waren allerdings die nicht mehr heimzuweisenden Marmortrümmer von Säulen, Architraven, Kapitälen u. s. w.

Und nun das Erechtheion! Wunderbarer, geheimnißvoller Bau, der bei so bescheidenen Dimensionen — 73′ Länge zu 37′ Breite — eine so reiche Fülle bietet. Lange gingen wir herum und hinein, bis über diese räthselhafte Komposition sich uns etwas Licht zu verbreiten anfing. Wie die Sage erzählt, soll schon der athenienſische König und Herold Erechtheus, der Stifter der Panathenäen, seiner himmlischen Pflegemutter Athene ein Heiligthum errichtet haben, das, wie wir aus Homer ersehen, von der Göttin besonders gerne aufgesucht wurde. Hier stritten sich Athene und Poseidon um den Besitz Attika's. Der Meergott stieß seinen Dreizack in den Felsen und ließ eine Salzquelle hervorsprudeln. Athene

machte einen Oelbaum hervorgrünen, den ersten unter den Tausenden, welche später des Landes Schmuck und Reichthum bildeten. Athene trug den Sieg davon, und ein angeblich vom Himmel gefallenes Bild, das, aus Olivenholz gefertigt, die hehre Göttin in sitzender Stellung veranschaulichte, sollte bedeuten, daß Athene allda zu weilen geruhe. Auch der grünende Oelbaum und die Salzquelle, sowie die der Athene geheiligte Burgschlange blieben fortan Gegenstand der höchsten Verehrung. Ebenso fanden Zeus Herkeios (der Hausbeschützende), Kekrops und ganz besonders seine Tochter Pandrosos, welche die erste Priesterin der Athene gewesen und den Erechtheus treulich besorgt hatte, allda die ihnen geweihten Kultusstätten. Ja sogar dem Erechtheus und seinem Bruder Butes zu Ehren waren hier Altäre errichtet. Allein dieses Pantheon, wie man es nennen könnte, dieses Heiligthum, das älteste und gefeiertste in ganz Griechenland, wurde durch die Perser eingeäschert. Als die sieggekrönten Griechen wieder auf ihre Akropolis zogen, fanden sie nur noch den Stumpf des heiligen Oelbaums; doch schon am andern Morgen trieb er neue, zwei Ellen lange Schosse. Sofort beschloß das dankbare Geschlecht, jenen Göttern und Heroen, die ihm in der Stunde der Noth so mächtig beigestanden, einen neuen, den alten an Pracht weit überstrahlenden Tempel aufzuführen. Das war aber für den Baumeister, der so Mannigfaches, so Verschiedenartiges in ein künstlerisches Ganzes zusammenfassen sollte, wahrlich keine leichte Arbeit. Doch hat er dieses schwierige Problem mit eben der Genialität und Vollkommenheit zu lösen gewußt, mit der Mnesikles es verstanden hat, in den Propyläen Thor, Tempel und Festung zu vereinen. Athene, Pandrosos, Salzquellen, grünender

Oelbaum nnd Grabmal für die Heroen, das waren gleichsam die fünf bestimmenden Punkte, nach denen der Bau sich zu richten hatte. Dazu sollte das Ganze als freudiges Dankgeschenk des Volks für Sieg, Unabhängigkeit und Frieden erscheinen. Hiezu eignete sich nun nicht der ernste, dorische, sondern nur der leichte, frische und auch reichere, prunkvollere jonische Styl. Die Grundrichtung des Tempels ging, wie üblich, von Ost nach West, aber ganz außergewöhnlich waren am Westende gegen Nord und Süd Anbaue angebracht, so daß man auf den ersten Anschein glauben möchte, das Gebäude ziehe sich mit Pronaos, Naos und Postikum von Nord nach Süd. Da der durch die Tradition geheiligte Boden, auf dem der Tempel stund, wenigstens an gewissen Stellen nicht alterirt werden durfte, so mußte auf der Nord- und Westseite der Bau um volle 8 Fuß tiefer geführt werden, als im Osten und Süden. Den Uebergang vom finsteren Burgfelsen zum tadellosen pentelischen Gestein, woraus die Hauptmasse besteht, bildet ein Saum jenes dunklen eleusinischen Marmors, den wir schon bei den Propyläen verwendet sahen. Vom gleichen Material war die Grundfläche des Frieses, während die darauf angebrachten Relieffiguren wieder aus pentelischem Marmor gemeißelt waren. Nur höchst spärliche und unzusammenhängende Ueberreste dieses Frieses sind auf uns gekommen und scheinen ähnlich denjenigen des Parthenon, doch in minder vollendetem Styl, panathenäische Festzüge dargestellt zu haben.

Wir treten vor den Haupteingang im Osten und werden auf drei Marmorstufen unter eine luftige Vorhalle geführt, die aus sechs jonischen Säulen gebildet wird. Man kann diese schlanken, graziösen Träger mit den

reichen, zierlichen, die spätere korinthische Blätterfülle vorbereitenden Kapitäle nicht genug bewundern; aber man wird auch nicht leicht hinreichende Worte finden, um Lord Elgin zu verwünschen, der nichts Besseres zu thun wußte, als schnell eine dieser Säulen nach England zu verschleppen. Jetzt kommen wir in die Cella, in die geweihte Behausung der Schutzgöttin der Stadt, der Athene Polias. Einst traf hier der Blick jenes wunderheilige Athenebild aus Olivenholz, das an der hinteren Cellawand seinen Standort hatte. Berühmt und gepriesen war auch die von Kallimachos gefertigte goldene Lampe, die hier an einem Palmbaum aus Bronze aufgehängt war, und deren Licht ewig brannte. An Statuen, Reliquien und Siegestrophäen fehlte es auch nicht. Nunmehr sieht man Nichts, als eine grauenvolle Verwüstung. Nur zwei kleine Treppen im Norden und Süden, die mit zwei Seitengängen in Verbindung stehen, bemerkt man noch. Man hat daher angenommen, das Innere des Tempels sei der Länge nach in drei Theile gesondert gewesen: in ein breites Mittelschiff und in zwei ganz schmale Seitenschiffe, die durch hohe Mauern abgetrennt waren. In die beiden verschlossenen Seitenschiffe verlegte man den Aufenthalts- und Aufbewahrungsort besonderer Heiligthümer, wie den der geweihten Burgschlange in die nördliche Abtheilung. Nüchterne Forschung hat jedoch dargethan, daß die besagten Treppen mit den beiden Seitengängen zu einer Krypta führen, die unter dem zweiten Tempel, dessen östliche Seitenwand mit der westlichen Cellawand desjenigen der Athene Polias zusammenfällt, angebracht ist. In dieser Krypta befanden sich wahrscheinlich die Grabdenkmäler eines Erechtheus, Butes und Anderer. Kekrops aber ruhte, wie wir bald sehen

werden, an einer anderen Stelle. Da wo der nördliche Seitengang abwärts führt, biegt er sich auch nach rechts und bringt zu einem kleinen Raum, woselbst man im Felsen deutlich drei Spalten nebst einer rundlichen Vertiefung wahrnimmt. Wer will es der gläubigen Phantasie verargen, wenn sie hier die Spuren wiederzufinden glaubte von den Spitzen des Dreizacks, den der wettstreitende Poseidon in den Boden getrieben, und von dem Salzquell der berühmten Erechtheis. Genau über diesem Platz steht die nördliche Vorhalle zu dem von Nord nach Süd sich ziehenden Heiligthum, dem Pandrosion. Vier Säulen, höher, kräftiger und noch anmuthiger als bei der Osthalle, stehen beim Eingang, auf der Seite je eine. Einzig in ihrer Art und geschmackvollst verziert ist die Prachtthüre, die uns den Zugang zum Tempel gestattet, in dem der Altar der Pandrosos stand, und der erhellt ward durch das Licht, das zwischen den vier jonischen Säulen, welche oben in der Westmauer angebracht waren, einfiel. Diese vier Säulen hatten zugleich den Zweck, die bei den jonischen Tempeln niemals fehlende, hier aber aus baulichen Gründen unmögliche, westliche Hinterhalle wenigstens anzudeuten. Ob die Thüre, die jetzt vom Pandrosion durch die Westmauer in den heiligen Tempelbezirk hinausführt, mit zum alten Plan gehöre, oder erst neueren Ursprungs sei, vermögen wir nicht zu entscheiden. Gehen wir jetzt noch durch die Pforte im Hintergrunde in den kleineren Anbau im Süden. Eine ziemlich hohe Mauerbrüstung faßt den mäßigen Raum ein. Drüber zieht sich eine flache Decke; und diese Decke wird gehalten nicht von Säulen — nein, der geistvolle Baumeister that hier einen kühnen Griff mitten in's Menschenleben hinein und stellt — was noch

keiner zuvor sich getraut hatte — sechs herrliche Jungfrauengestalten her, welche die Decke, gleich dem Baldachin bei der Prozession, einhertragen. Das Antlitz dieser Athenienserinnen ist ernst, würdevoll und doch von unbeschreiblichem Liebreiz. Ueber dem reichen Haarwuchs erhebt sich ein hoher Turban, der dem Kapitäl der Säule entspricht, und herrliches Geflecht fällt über die Schultern. Die Gewandung ist weit und voll prächtiger Falten. Jedwede Steifheit und Gezwungenheit wird dadurch glücklich vermieden, daß je ein Knie ein sanfte Biegung verräth. Die ganze Haltung der Mädchen stimmt auf's Vollkommenste zu der festen und feierlichen Umgebung, in die sie hineinverwoben sind. Das ist die vielbesprochene, hochgepriesene Karyatidenhalle, ihren Namen tragend von „Karyai," einem Flecken in Lakonien, der es mit den Persern gehalten, und dessen Männer darum von den Griechen niedergemetzelt, dessen Frauen zu Sklavinnen, zu Lastträgerinnen gemacht worden waren, und deren Schmach nun hier aller Welt in Erinnerung gebracht werden sollte. Andere leiten das Wort her von dem griechischeu κόρη, d. h. Mädchen, Braut, Nymphe, und dachten dabei an die jungfräulichen Priesterinnen, welche den Altardienst der Athene zu besorgen hatten. Von den sechs holden Gestalten sind nur noch fünf in Original an Ort und Stelle; die sechste ist eine Nachformung, freilich eine ganz vortreffliche und den Bildner, unsern Landsmann Imhoff in Rom, hochehrende. Aber wiewohl es mich nicht wenig freute, auf der Akropolis, und zwar an einem ihrer edelsten Werke, etwas spezifisch Schweizerisches zu entdecken, so ergrimmte ich doch von Neuem wieder über die unverantwortlichen Annexionen Elgin's, der auch hier seine unersättliche Hand anlegen

mußte. Auf Befehl des hohen Lords wurde — unbekümmert darum, ob dadurch nicht die ganze Halle einstürzen werde — eine der ächten Karyatiden ausgebrochen und in die Stadt hinuntergeschafft, um mit Gelegenheit nach England gesandt zu werden. Während nun die schöne Statue, wie in einen Sarg verschlossen, längere Zeit in der Stadt in einer großen Kiste ruhte, da habe, so erzählt man, der Abendwind herzergreifende Klagetöne von der Akropolis hergebracht, und es sei dieß der Trauergesang gewesen, welchen die fünf zurückgelassenen Mädchen über ihre geraubte Schwester angestimmt hätten. In dieser zaubervollen Karyatidenhalle befand sich der heilige Oelbaum, dicht daneben — wie wir aus einem alten Schriftsteller wissen — der stets nur in einem offenen Raume aufgestellte Altar des Zeus Herkeios und endlich die geweihte Grabstätte des Kekrops.

Aber, so wird man fragen, woher weiß man denn so bestimmt, daß dieses da und jenes dort gestanden, daß das Eine zu dem, das Andere zu jenem Zwecke gedient hatte? Sind das nicht lauter Spielereien einer übersprudelnden Einbildungskraft? Nein! Denn da haben wir vorerst den unschätzbaren Reisebericht des Pausanias, der um's Ende des zweiten Jahrhunderts christlicher Zeitrechnung Athen noch im Schmucke seiner Denkmäler gesehen und davon uns eine genaue Beschreibung hinterlassen hat. Da sagt nun Pausanias ausdrücklich, daß das Erechtheion aus zwei Tempeln, aus dem der Athene und dem daranstoßenden der Pandrosos, bestanden habe. Ueberdieß besitzen wir, was von der größten Wichtigkeit ist, zwei zeitgenössische Inschriften, die uns über die Bauführung des Heiligthums verdankenswerthen Aufschluß geben. Da wird die westliche Mauer geradezu

„die am Pandrosion" genannt und die Karyatidenhalle als die „um das Kekropion befindliche" bezeichnet. Aus diesen Dokumenten ergibt sich auch mit ziemlicher Sicherheit, daß das Werk bald nach dem Schluß der Perserkriege angefangen, aber erst etwa um 393 v. Chr. vollendet wurde.

Auch dieser Bau mußte während seines mehr denn zweitausendjährigen Bestehens die Wechsel und Mißgeschicke der Zeit übergenug sich gefallen lassen. Im siebenten Jahrhundert wurde der Tempel in eine byzantinische Kirche umgewandelt und der „heiligen Sophia" geweiht. Während der Türkenherrschaft gestaltete man die Kirche zum Harem für die Frauen des Aga um. Schon bis da erlitt das Werk allerhand bauliche Mißgestaltungen. Aber die größte Verheerung in ihm wurde durch die Beschießung der die tapferen Griechen bergenden Akropolis, 1827, unter Reschid Pascha bewirkt. Eine Bombe schlug in das Erechtheion ein. Die festgefugten Marmorquadern flogen unter entsetzlichem Knall in die Lüfte, und die Trümmer begruben die Wittwe des tapferen Guras nebst sechs anderen vornehmen Griechinnen. Erst 1838 wurde der Schutt weggeräumt und das Gebäude so gut als möglich zu erhalten gesucht. 1842 und 1846 wurde noch durch französische Gelehrte manch dankenswerther Dienst geleistet.

Ob nun meine Schilderung dieses königlichen Baues den Leser befriedigt, ihn angezogen und auch mit Bewunderung über diese wohl durchdachte und herrlichst ausgeführte Kunstschöpfung erfüllt haben wird? Ich möchte es fast bezweifeln. Ich fürchte eher, ich habe ihn nur verwirrt und ermüdet. Aber wer will das Unaussprechbare aussprechen? Es mag Einer lange und noch so

geistreich über eine Beethoven'sche Sonate schreiben: es ist doch Nichts, und wenn man dann von der Tiefe, von der Innigkeit, Macht und Kraft der Töne, die uns an's Ohr und in's Herz hinein dringen, entzückt und erschüttert wird, da denkt man: „Armseliger Schmierer, welche todte und ertödtende Sprache hast du doch geführt!" Aehnlich wird und muß es auch mir ergehen, wenn dich einmal, lieber Leser, das Glück vor das Erechtheion führen sollte. Ja schon jetzt wirst du meine Worte gar zu matt und schwunglos finden, in keinem Vergleich zu dem großen Gegenstand, den sie dir zur Anschauung bringen sollten. Aber wenn sie nur eine heilige Ahnung in dir wachrufen von der künstlerischen Herrlichkeit, die einst so lebensfrisch, so unnachahmlich schön da sich entfaltete, so bin ich es schon ganz zufrieden und will, meiner Unzulänglichkeit mir wohl bewußt, den übrigen Tadel gar gerne tragen.

Ich will nicht reden von den Statuen, die einst hinter dem Erechtheion, gegen die Burgmauer zu, den heiligen Tempelbezirk zierten, von Theseus mit dem marathonischen Stier, von Minerva, von Erechtheus und Eumolpos. Sind es ja bloß etliche Spuren auf dem Boden, die noch an jene geschätzten Werke erinnern. Wir schauen über die Brüstung etwas hinunter in die Tiefe, hin zur Aglauroshöhle, zu der man von hier hinabstieg, hin auf eben den Pfad, der den Persern es ermöglicht hatte, die Akropolis zu überrumpeln, hin zum Theseus-Tempel, zum Kolonos, auf die Dächer, in die Straßen der Stadt und zu den sanften Linien des Parnes. Längs der Mauer des Themistokles, gegen Osten zu, vorwärts schreitend, sehen wir bald zu unserer Rechten eine kreisförmige Vertiefung in dem Boden von 23 Fuß Durch-

messer. Wie die Inschrift eines Archivars uns belehrt, stund da, als stattlicher Rundbau, der Tempel Roms und des Augustus. Einige Schritte weiter, und wir haben das Ostende des Burgplateau's erreicht und freuen uns von Neuem der malerischen Aussicht nach dem von Palmen umwiegten Königsbau, nach der an Bäumen und grünen Feldern in dieser Richtung reicheren Landschaft, die durch den steilen Lykabettos, den breiten Pentelikon und den weichen Hymettus so schön eingerahmt ist.

Hat Jemand Lust, über die Tiefe und Beschaffenheit des alten Niveau's der Akropolis eingehendere Studien zu machen, der steige in jene Grube in der Nähe, die eine Gesellschaft hat graben lassen. Wir halten uns da nicht auf, gehen gerade hinüber zur Südmauer, die durch Kimon aus Quadern von Paros erstellt worden war, und weil wir ganz vergeblich uns umsahen nach jenen gelungenen Darstellungen der Kämpfe gegen die Galater in Mysien, gegen die Perser in Marathon, sowie der Amazonen und Giganten, welche von König Attalus aus Pergamus den Atheniensern zum Geschenk gemacht worden waren, und die dort ihren Ehrenplatz erhalten hatten — so machten wir gleich halbe Wendung nach Rechts und siehe da, wir waren angelangt vor dem Haupteingang des Parthenon.

Parthenon, du Krone aller Bauwerke, du zauberhafte Schöpfung, von deren Ruhm die ganze Welt voll ist! Du, dessen Herrlichkeit Gelehrte, Künstler, Dichter nicht genug erheben können! Ist es nicht sträfliche Anmaßung, ist es nicht kindische Thorheit, auch nur ein einziges Wort zu deinem Lobe anzubringen? Das will ich denn auch Andern überlassen. Ich will, in großer

Mangelhaftigkeit freilich, nur den Eindruck wiederzugeben suchen, den du tief, tief in meine Seele gelegt hast. Doch ich sehe vorerst ab von der gräulichen Zerstörung, welche die Ungunst der Zeit, wie die Rohheit und der eitle Eigennutz der Menschen, an dir hergerichtet hat. Ich denke mich als einen der unzähligen Festpilger, die zur Glanzzeit Athens in unabsehbaren, frohen, feierlichen Zügen zu dir wallten. Auch da wieder, von der Schwelle bis zum Giebel, Alles blendender Marmor; hier und dort feuriger Farbenschmuck, oder gar Verzierungen aus lauterem Golde. Die ganze Umgebung im schönsten Einklang dazu. Thore, Tempel, Altäre, Statuen u. s. w., wie Planeten um die Sonne sich schaarend. Und darüber, zur Weiße des Marmors so trefflich stimmend, der wolkenlose, tiefblaue Himmel, und von der brennenden Leuchte an demselben ein Meer des Lichtes überallhin sich ergießend.

Drei breite Stufen bilden gleichsam das Piedestal, auf dem das Gebäude, dieses Weihegeschenk an die Gottheit, sich erhebt, und so schon äußerlich von dem profanen Boden, als Heiligthum, abgesondert wird. Auf dem so gewonnenen Plateau von 227′ Länge und 101′ Breite ruht der eigentliche Tempel. Ringsum zieht sich ein majestätischer Säulengang dorischer Ordnung. Die Langseiten zählen, die Eckpfeiler nicht mitgerechnet, je 15, die Schmalseiten je 8 Säulen, die bis zu einer Höhe von 34′ emporschwellen. Ihre Stellung ist weiter auseinander, als es beim Theseion und anderen Bauten dorischen Styls der Fall ist, und entfernt dadurch alles Gedrückte, Schwerfällige, das jenen Werken älterer Zeit sonst eigen ist; sie ist jedoch nicht so weit, daß der Würde und dem Ernst des Ganzen irgend etwas vergeben, oder

gar dem Uebermuth und der Tändelei späterer Denkmäler vorgegriffen würde. Auf diesem Säulenwald ruht leicht und doch fest das steinerne Dachgebälke. Um in's Innere zu gelangen, müssen wir vorerst noch zwei weitere Stufen hinansteigen und eine durch sechs etwas schlankere dorische Säulen gebildete Vorhalle, den Pronaos, durchschreiten. Gleicherweise steht auch hinten, auf der Westseite, eine Halle, das Postikum. Nur in der Mitte ist ein freier Zugang gelassen. Rechts und links sind die Säulen durch ein vergoldetes Gitter abgesperrt, und in diesem Verschluß glänzen alle die goldenen, silbernen, marmornen Prachtwerke und Prachtgeschenke, welche fromme Hingebung der Göttin verfertigt und dargebracht hat. Jetzt zeigen sich die feingeglätteten, festgefügten Marmorwände der fensterlosen Cella. Wir treten ein durch die weite, hohe Pforte und finden das von oben her erhellte Heiligthum durch zwei Reihen dorischer Säulen, die nicht bis zur Decke reichen, sondern der Anmuth halber mit einer Gallerie kleinerer Säulen überbaut sind, in ein breiteres Mittelschiff und zwei engere Seitenschiffe getheilt. Die blaue Decke ist mit funkelnden, goldenen Sternen übersäet. Die Wandungen sind mit Bildern geschmückt, welche auf die Gottheit, die hier verehrt wird, Bezug nehmen. Der feierliche Raum wird durch zahlreiche Statuen belebt, und dient zur Schaustellung von Xerxes goldenem Throne und anderen Siegestrophäen des Volkes. In der Mitte aber vor der hinteren Wand steht ein Standbild, das vor allem Andern das Auge des Besuchers fesselt. Es ist die um einen hölzernen Kern aus Gold und Elfenbein gefertigte 40′ hohe Statue der Athene Parthenos, der jungfräulichen Athene, welcher der ganze Tempel geweiht war. Auf 10′ hohem

Piedestal steht die Göttin in lang herabwallendem Gewande, den Kopf mit einem Helm, die Brust mit einem Panzer bedeckt. In der Linken hält sie die Lanze, an der die heilige Burgschlange sich emporwindet, in der Rechten eine 6′ hohe Siegesgöttin. Der Schild ist, Frieden verkündigend, nur zur Seite gelehnt. Alle Waffen, die Siegesgöttin, und selbst das Gewand, der Peplos, sind aus getriebenem Golde gearbeitet und mit sinnigen Darstellungen auf's Feinste ciselirt. Das furchtbare Medusenhaupt in Mitte des Panzers, sowie das Haupt, der Nacken, Hände und Füße der Athene bestehen aus Elfenbein. Aus den Augenhöhlen strahlen blitzende Edelsteine. Der Goldeswerth allein wird nach Millionen geschätzt, und doch kommt der nicht von Ferne in Betracht bei der unnachahmlichen Schönheit der ganzen Erscheinung. Welche Ruhe und welche Hoheit, welche Grazie und welcher Ernst! Die todte Masse erscheint vergeistigt. Ja es ist, als ob die hehre Gestalt soeben ihre himmlische Behausung verlassen hätte und hier aufträte, ihrem geliebten athenischen Volke Frieden und Freude zu bringen.

Diese, ungefähr 99′ lange Cella ist jedoch nur ein Theil, freilich der größere, des Tempelraumes. An sie schließt sich ein von vier dorischen Säulen getragener Opisthodomos, ein Hinterhaus von circa 44′ Länge, das zur Schatzkammer dienen muß. Zu demselben führt eine Thür, die, umstellt von den sechs Säulen des Postikums, in der Westmauer angebracht ist. Schauen wir an diese Mauern empor, so bemerken wir den Anfang eines Friises, der um das ganze Gebäude herumläuft. Muthige Jünglinge bändigen Rosse oder schwingen sich kühn in den Sattel, um dem großen panathenäischen Festzuge,

dessen Spitze bereits des Tempels Pforte erreicht hat, sich noch zeitig genug anzuschließen. Vor ihnen ziehen die Opferthiere, geführt von kräftigen Männern. Jetzt siehst du — auf der Südseite — langsamen Schrittes die Greise und Greisinnen einherschreiten, während auf der Nordseite die Frauen und Jungfrauen sich anschicken, der Göttin ihre Huldigungen darzubringen. Der Ostseite am nächsten erweisen sich Reiter und Wagenlenker als Meister in ihrer edlen Kunst, und endlich über dem Eingang findet durch Priester vermittelt die Uebergabe der Weihegeschenke, namentlich des Peplos, an die Göttin statt. Die Composition ist großartig und bis in die geringsten Einzelnheiten mit unübertrefflicher Vollendung durchgeführt. Eine reizende Mannigfaltigkeit und doch Alles in einen Gedanken, in den Preis Athene's, sich zusammenschließend. Ein reges, frisches, heiteres Leben, aber auch dieses getragen von der gehobensten Stimmung. Von der gleichen Künstlerhand, und wenn möglich noch in vollkommenerer Arbeit, sind die Giebelfelder; das östliche — Athene's wunderbare Geburt —, das westliche — Athene's Sieg über den mit ihr um den Besitz Attika's streitenden Poseidon. Etwas härter gehalten sind die Reliefs der Metopen*); sie erinnern an die Segnungen, die von der Göttin ausgegangen, und ruhen gleichsam auf den ehernen Schilden, welche die Athenienser in der Schlacht gewonnen hatten, und die sie der Sieg spendenden Beschützerin zu Ehren dicht unter jenen Stellen aufzuhängen pflegten.

---

*) So nennt man jene durch sogenannte Dreischlitzen getheilten Felder über dem Architrav, welche das vorspringende Dachgebälke maskiren.

Da steh' ich und staun' ich, und je länger ich betrachte, desto größer wird meine Bewunderung, desto höher mein Entzücken. Vor mir wogt die in Freude strahlende Festmenge; ihr Jubel dringt mir in's Ohr und in's Herz hinein. Was ich auf dem Fries im Bilde geschaut, das zieht da in lebendigen Gestalten an meinem Geistesauge vorüber: Männer, Frauen, Jünglinge, Mädchen voll Lebenskraft und Lebenslust; doch nichts Ausgelassenes, nichts Rohes, noch Gemeines, Alle den Adelsbrief der Menschenwürde auf der Stirne tragend und auch in der zufälligsten Bewegung den Wohlanstand nicht verletzend. Da und dort erblicke ich ein Gesicht, das mir in der Geschichte dieses reichbegabten Volkes schon oft begegnet ist. Jetzt wage ich mich schüchtern an Einen aus diesen Tausenden heran. „Freund," — rede ich ihn an — „sage mir doch: wer hat diesen Wunderbau hervorgezaubert? War's Athene Parthenos selbst, die sich hier ein himmlisches Haus gegründet? Denn, traun, der Sterblichen Keiner vermöchte Derartiges zu schaffen!" — „Beim Zeus, Fremdling," — entgegnet mir dieser — „wahrlich, du mußt aus fernen Landen zu uns hergekommen sein! Kennst du ihn denn nicht, den Phidias, den Sohn des Charmides? ihn, in welchem alle Kunstsinnigkeit und Kunsttüchtigkeit unseres zur Kunst geborenen Volkes wie in einem Brennpunkte sich gesammelt hat? Er war es, der den Plan zum Ganzen entworfen, der auch die Ausführung des Ganzen geleitet, und aus dessen Hand das hehre Götterbild, der Fries und der Schmuck der Giebel geflossen sind." — „Habe Dank, mein Freund, doch sage mir auch, welchen Lohn das Volk dem großen Meister für sein unschätzbares Verdienst zuerkannt hat?" —

„Fremdling, o daß ich es verschweigen dürfte! Das Volk hat denjenigen, den es zuerst hoch gefeiert, bald verleumdet, geschmähet, verfolget, und Phidias, dieser Stolz und Preis Athens, dem unsere Stadt das Schönste und Herrlichste, das sie hat, verdanken muß — Phidias starb im Gefängniß, wie Sokrates und so viele andere Zierden des Vaterlandes." — „Wie? selbst ein Griechenland konnte an seinem größten Kunstgenius so schmählich handeln? Doch, ich denke mir, diesem Fürsten unter den Künstlern werden hochbegabte Mitarbeiter treulich zur Seite gestanden sein?" — „Freilich, mein Lieber; da waren es Kallikrates und Iktinos, die Baumeister, und die Bildhauer Alkamenes, Agorakrites, Kresilas, Kritios und Andere, die Wesentliches dazu beitrugen, daß der Tempel in solcher Vollendung und Pracht dasteht." — „Wer war es aber, der das Werk errichten hieß und die unermeßlichen Gelder schaffte, die dieser Bau verschlingen mußte?" — „Wer anders als Perikles, dem es zur Hebung und Verherrlichung der Stadt nie an Mitteln gebrach, und der stets der Erste war, wenn es galt, irgend ein großartiges und schönes Unternehmen auszuführen, — unter dessen Regierung Athen an Prachtgebäuden reicher ward, als in allen früheren Jahrhunderten und wahrscheinlich auch in der ganzen nachfolgenden Zukunft zusammengenommen, und unter dem die Kunst eine Blüthezeit erlebte, wie sie wohl nie mehr wiederkehren wird. Perikles hat es verordnet, daß der alte durch die Perser verbrannte Parthenon, wie der Phönix aus seiner Asche, mit verjüngtem Glanz wieder erstehe. Und als die Geldsummen zum Baue nicht mehr ausreichen wollten, da stund er nicht an, für dieses Nationalheiligthum die Bundeskasse sämmtlicher Griechen

auf Delos mit in Leidenschaft zu ziehen. Weit über 2000 Talente *) erforderte dieser eine Bau, und Perikles wollte nie etwas davon hören, als ob es zu viel gewesen sei."

Auf einmal erwachte ich, wie aus einem Traum. Statt des Festgedränges und des Festjubels — eine lautlose Stille und Oede. Statt der antiken Heldengestalten — auf dem ganzen weiten Plan nur mein Freund und meine Wenigkeit. Statt des Parthenon in seiner jungfräulichen Lebensfrische — eine alte, alte Wittwe, über die manch ein Wetter der Trübsal ergangen, die gar viel von ihrem Schmuck und Reiz hat einbüßen müssen; und doch, wie würdevoll, wie königlich stehet sie da, wie Ehrfurcht gebietend und wiederum zum innigsten Mitleid stimmend. Als Griechenlands Stern zu erlöschen anfing, verdunkelte sich allgemach auch des Parthenons Pracht. Geldgierige Hände vergriffen sich an seinen kostbaren Zierrathen. Es zogen fremde Sieger ein und entführten werthvolle Gegenstände. Der heidnische Tempel ward in ein christliches Gotteshaus, der Parthenon in eine Kirche zur „Heiligen Jungfrau" verwandelt, und mit dieser Umgestaltung waren entsprechend den verschiedenartigen Kultgesetzen allerlei bauliche Veränderungen geboten. Der Haupteingang wurde im Westen angebracht, die Wand, welche die Tempelcella von dem Schatzhause trennte, eingerissen und die große Pforte im Osten vermauert. Um diese Zeit wurde wahrscheinlich auch das berühmte Götterbild — nächst der kolossalen Zeusstatue zu Olympia das hervorragendste Werk des Phidias, ja das Höchste, was je im Gebiete der

*) Nach unserer Geldwährung weit über 50 Millionen.

Plastik geleistet ward und wohl je wird geleistet werden — nach Konstantinopel geschafft und ist bis auf den Ort, auf dem das Fußgestell ruhte, und den man noch deutlich bemerkt, vollständig verschwunden. Später pflanzten die Türken über dem Parthenon den Halbmond auf und machten aus der Kirche eine Moschee. Ein Minaret durfte auch nicht fehlen und wurde in der südwestlichen Ecke zu schwindligter Höhe errichtet. Doch das Alles war ein ganz unschuldiges, unbedeutendes Vorspiel zu dem Gräuel der Verwüstung, der durch das Bombardement des Venetianers Morosini im Jahr 1687 angerichtet wurde. Die Türken hatten während der Belagerung in dem Parthenon ein Pulvermagazin angelegt. Eine Bombe schlug ein, entzündete die Pulvervorräthe, und nun erfolgte eine Zerstörung, von der man sich nur an Ort und Stelle einen annähernden Begriff machen kann. Das ganze Gebäude barst in zwei Hälften auseinander. Das Dach flog in die Lüfte. Acht Säulen der Nordseite und sechs der Südseite stürzten zusammen. Auch der Osteingang litt bedeutend; am Besten erging es dabei der Westhalle, die ziemlich unversehrt erhalten blieb. — Allein damit war es noch nicht gethan. Morosini wünschte seinen Venetianern einige Trophäen heimzubringen. Er befahl, die Figuren des westlichen Giebels, namentlich die herrlichen Rosse von Athene's Gespann, herunterzunehmen. Es geschah, aber man ging dabei so unvorsichtig zu Werke, daß die ganze wundervolle Arbeit herabfiel und in tausend Stücke zerschlagen wurde. Reschid Pascha hat 1827 mit seinen Kugeln dem Bau jedenfalls auch nicht wohl gethan. Aber nun legte der hohe Griechenfreund Elgin, dessen sauberes Verfahren schon mehr denn einmal unsere gerechte Entrüstung

hervorgerufen hatte, seine Hand an und machte es an dem Parthenon nicht viel besser als der Brigant, welcher den einsamen Wanderer kaum mit dem nackten Leben davonläßt. Zweihundert Fuß des phidiasischen Frieses, die Ueberreste der Giebelgruppen, die schönsten Metopen, Kapitäle, Architrave, Säulentrümmer wurden abgenommen, abgeschlagen und zwar häufig mit solcher Rohheit, daß ohne Noth andere Prachtstücke mit zertrümmert wurden. Als ich 1857 diese reiche Beute im britischen Museum bewunderte, da wußte ich es dem Lord Elgin gewissermaßen Dank, daß er uns diese seltenen Schätze zugänglich gemacht und sie aus der Unbill der Zeitstürme gerettet habe. Aber nun hier, beim Parthenon selbst, da konnte ich mich über den namenlosen Vandalismus nicht genug entsetzen, und ich mußte mich unwillkürlich nach dem Rechtstitel erkundigen, welcher den ehrenwerthen Lord zu seiner Handlung ermächtigt hat. Die Geschichte hat ihm bereits einen Beinamen, freilich nicht gerade den schmeichelhaftesten, gegeben. Lord Elgin „der Plünderer", das ist das Epitheton ornans, des ihm auf alle Zeiten hinaus bleiben wird. Man hat so sehr über die Griechen geschimpft, daß sie zu den von England ihnen als Geschenk übermachten, höchst gelungenen Gypsabdrücken jener geraubten Reliefdarstellungen nicht mehr Sorge trügen; daß sie sie in einem finstern, feuchten Lokal aufbewahrten, wo sie bald zu Grunde gehen müßten. Man hat aus diesem Verhalten sogar Schlüsse gezogen auf den Mangel an Kunstsinn bei den heutigen Athenienfern überhaupt. Ich hingegen begreife das Benehmen der Griechen nur zu gut und finde es mehr als genügend gerechtfertigt. Wenn mir Jemand einen kostbaren Brillantring gestohlen hätte, und

er würde mir später zum Troste und unter dem Scheine rührender Großmuth einen ganz ähnlichen Ring, aber nur übergoldet und statt mit Diamanten mit geschliffenen Krystallen belegt, zusenden, ich würde wahrlich, bei aller trefflichen Nachahmung, über das für mich werthlose, ja gleichsam zum Hohn dienende Ding nicht viel Aufhebens machen; ich würde es in eine Ecke werfen und denken: Spitzbube, ist das dein Lohn! — Dafür suchen die betrogenen Griechen vom Parthenon Dasjenige in um so größerer Ehre zu erhalten, was ihnen noch geblieben ist. Und dessen ist immerhin noch Vieles, noch wunderbar Schönes. Ich will nicht reden von der gewaltigen Wirkung, welche diese Ruine als Totalbild ausübt; ich will kein Wort hinzufügen des Lobes über die fest und doch fein emporstrebenden Säulen, über die meisterhafte, hinreißende Behandlung jener Figuren auf den Metopen, des Frieses und der Giebelfelder, soweit sie nämlich dem Parthenon noch gelassen wurden. Hingegen möchte ich gerne dem Leser die stets noch beträchtlichen Bruchstücke der einfachen Cellawand vorweisen. Schon diese, wenn man so sagen darf, höchst untergeordnete Arbeit, diese schmucklose Mauer, die doch so ausgeführt ist, als ob jeder einzelne Stein von einem Künstler ersten Ranges behauen und gefüget worden wäre, gestattet uns einen Einblick in die vollendete Ausführung und Durchführung des Ganzen. Ein solches Meisterstück von Mauer findet sich in der ganzen Welt nirgends. Nichts scheint prosaischer zu sein, als eine lange, flache Wand; aber hier ist, so unglaublich es klingen mag, ein Reichthum der Poesie, der Anmuth, der Erhabenheit ausgegossen, wie du ihn an manchem Gebäude, trotz seiner tausend Schnörkel, vergeblich suchen wirst.

Noch eines darf ich nicht übergehen. Erst den gründlichen Forschungen der neueren Zeit blieb es vorbehalten, zunächst am Theseus-Tempel und dann auch am Parthenon ein feines Gesetz zu entdecken, durch welches sich die klassischen Baumeister bei ihren Werken leiten ließen. Alle auch noch so getreuen Nachbildungen hatten stets etwas ungemein Steifes, Hartes. Worin lag das? Allerdings auch in der geringeren Begabung des Architekten. Vornehmlich aber darin, daß die Alten der mathematisch genauen geraden Linie, wenn immer möglich, aus dem Wege gingen. So ist der Boden, auf dem der Parthenon ruht, nicht eben, sondern nach der Mitte zu um ein Weniges gehoben. Die Folge davon ist, daß der Tempel nicht den Anschein nimmt, als wolle er allgemach in seinen Untergrund einsinken, sondern im Gegentheil leicht und frei sich erhebt. Die Säulen stehen nicht senkrecht, selbst die Cellawand nicht, sondern neigen sich kaum merklich nach Innen. Das Dach erdrückt den Bau nicht und treibt ihn nicht auseinander, sondern Alles greift schön ineinander über und schließt sich trefflichst zusammen. Wir könnten dieses Gesetz optischer Täuschung noch viel weiter in's Einzelne verfolgen. Das Gesagte aber mag genügen, um zu zeigen, welcher staunenswerthe plastische Instinkt, oder welch tiefes plastisches Verständniß dem Griechenvolke eigen war. Die Stellen bei Vitruvius, der räth, den Unterbau des Tempels ein wenig anschwellen zu lassen, und bei Cicero (In Verrem Act. II, lib. I, 51), der über Verres spottet als über einen Menschen, der nicht einmal wisse, daß man nie eine Säule völlig senkrecht setze — klangen bisher höchst räthselhaft. Jetzt aber verursacht ihre Deutung keinerlei Schwierigkeiten mehr.

Soll ich schließlich den Parthenon mit dem Theseus-Tempel und dem des Zeus zu Athen zusammenstellen, so ist es, als ob beim Theseion der Ernst und die Macht des Göttlichen das Menschliche erdrücken und vernichten wolle. Im Zeustempel dagegen muß das Göttliche vor dem Menschlichen weichen. Das Eitle, das Vergängliche siegt über das Heilige und Ewige. Hadrian hat mit seinem Bau sich selbst und nicht den Göttern ein Denkmal stiften wollen. Beim Parthenon ist das Menschliche zum Göttlichen verklärt, wird das Endliche in's Unendliche übergeleitet; nirgends Eigenruhm, nirgends kleinliche Gefallsucht, sondern Alles im Dienste einer höheren Idee, Alles das Lob der Parthenos Athene verkündigend, und trotz dieser Weihe, die Alles beseelt, das Menschliche, das Irdische nicht niedergehalten, nicht niedergetreten, sondern sein schönstes und reinstes Dasein freudvoll entfaltend. Auf der Versöhnung von Welt und Gott ruht wesentlich auch die christliche Baukunst. Freilich nicht in der Weise, wie eine naive Poesie ohne zureichenden Grund sie sich eingebildet und ausgeschmücket hat, sondern wie sie thatsächlich durch das größte und heiligste Opfer vollbracht worden ist, wie sie aber von dem einzelnen Individuum und auch von der Welt als solcher im Glauben an den Versöhner, an Christum, immer völliger angeeignet werden muß. Im christlichen Dome spricht sich daher nicht sowohl das Versöhntsein, die Vollendung, als vielmehr der Glaube an die Versöhnung und das Streben nach der Heiligung aus. Der griechische Tempel sieht allen Widerspruch bereits aufgehoben und den Himmel schon auf Erden verwirklicht. Die christliche Kirche kann von dem Bewußtsein eigener Mangelhaftigkeit, Unwürdigkeit und Sündhaftigkeit

nicht los werden, sie sehnet sich und ängstiget sich noch immerdar nach Erlösung; allerdings nicht auf's Ungewisse, sondern stracks hingewandt nach Dem, von dem ihr Heil kömmt. Dort ist daher mehr plastische Abrundung, mehr Ruhe und Freude, hier mehr noch ein Ringen und Verlangen, ein Aufwärtsstreben und Aufwärtssehnen, mehr Kampf als Ruhe, und eine Freude erst auf Hoffnung. Dort ist die Schönheit, hier ist die Wahrheit vorwiegend.

Unser Stündchen war längst verstrichen. Eilig gings, die Mauertrümmer und Säulenreste, wo einst der Tempel der brauronischen Artemis und der Minerva Ergane (der kunstreichen) gestanden, ziemlich unberücksichtigend zur Linken lassend, die Akropolis hinunter. Ein kürzerer Weg sollte uns noch schneller nach Hause bringen, wurde uns aber, wie es so häufig der Fall ist, erst zu einem rechten Verführer und Hinhalter. Nachdem wir in verschiedenen Gassen und Gäßchen weidlich herumgeirrt, langten wir endlich bei unserem Hotel an und waren nicht wenig froh, an einem stattlichen Frühstück uns erlaben zu können. Sodann zogen wir uns auf unsere Zimmer zurück, brachten unsere Notizen in Ordnung, versandten Briefe in die liebe Heimath und pflegten ein Bischen der gemüthlichen Ruhe. Solche stillen und süßen Augenblicke der Rast sind bei einer längeren und anstrengenden Reise unerläßlich, ja ein Pflichtgebot. Da vervollständigen und befestigen sich in unserer Seele die Bilder, die in raschem und buntem Wechsel an ihr vorübergezogen sind. Da werden Anschauungen und Ansichten gegenseitig ausgetauscht und berichtigt. Da wird dem Körper und dem Geist die rechte Spannkraft und Frische bewahrt, um stets neue Eindrücke in sich aufnehmen

und verarbeiten zu können. — Man klopft an der Thür. Der Wagen ist vorgefahren. Wir rasseln nach der Agentur der Messagerie impériale und bestellen mit 182 Fr. 50 Ct. für die Person unsere Plätze auf dem morgen vom Piräus nach Messina fahrenden Dampfboot „Düplex." Von den etlichen griechischen Kirchen, die wir jetzt besichtigten, und zwar selbst von der neuen, ziemlich geräumigen Kathedrale, ist nicht viel zu berichten. Ihr Styl ist meistentheils gehaltlos, ihr Schmuck überladen. Interessanter ist der Anblick einer der vielen Papa's (Priester), die man zur Genüge antrifft. Haupthaar und Bart sind lang und struppig, das Gesicht meist in etwas erhitztem Zustande, das Auge verschmitzt. Den Kopf bedeckt eine schwarze Mütze, ähnlich unsern Kanzelhütchen, nur etwas höher. Ein weiter und langer schwarzer Paletot, dem Basler Kanzelrock so ziemlich verwandt, bildet das Alltags- wie das Feierkleid. Die ganze Erscheinung bietet ein seltenes, fast drolliges Gemisch von Dekorum und ungemeiner Hinläßigkeit, von Arroganz und großartiger Gutmüthigkeit. Der niedere Klerus, wie der russische, verheirathet und fast ausschließlich auf Stolgebühren angewiesen, lebt meistens in peinlicher Dürftigkeit, wenn nicht geradezu in kläglicher Armuth. Von wissenschaftlichem Streben ist deßhalb so viel als keine Rede. Hat man seinen Formendienst abgethan, so liegt man diesem oder jenem vortheilhaften Nebengeschäftchen ob, unbekümmert darum, ob solches zum heiligen Amte sich schicke. Und findet sich Gelegenheit, die magere Hausmannskost zu verlassen und sich einmal recht gütlich zu thun, so ist man auch nicht spröde und ißt und trinkt wohl selbst etwas über das Maaß hinaus. Weil aber der Priester so ganz in und mit dem Volke

leibt und lebt, weil er, wenn es die Sache der Unabhängigkeit und Freiheit des Landes gilt, stets in der vordersten Kampfesreihe sich zeigt, weil namentlich das Volk mit seinen kirchlichen Uebungen und Pflichten es sehr genau nimmt und im Priester, absehend von seinen individuellen Gebrechen, stets einen Mittler erblickt, so ist derselbe trotz seines tiefen Bildungsstandes angesehen, beliebt, und übt einen bedeutenden Einfluß aus.

Die hellenische Kirche, ursprünglich ein Glied der großen orientalisch-orthodoxen Kirche, hat sich seit 1833 vom Patriarchen von Konstantinopel losgesagt und feierlich Christum als ihr alleiniges Haupt erklärt. Der Patriarch jedoch hat der ungehorsamen Tochter erst im Jahr 1850 den Entlassungsbrief zugesandt. Eine permanente Synode, bestehend aus fünf geistlichen und zwei weltlichen Mitgliedern, die der König alljährlich wählt, ordnet selbstständig die inneren Angelegenheiten der Kirche, wogegen die äußeren und gemischten unter staatlicher und königlicher Aufsicht und Mitwirkung behandelt werden sollen. Unter dem Metropoliten zu Athen, der zugleich Präsident der Synode ist, stehen 10 Erzbischöfe und 13 Bischöfe. Obschon die neue Kirche eine beträchtliche Anzahl von Klöstern aufgehoben, da und dort einem Mißstand abgeholfen und ganz vorzüglich auf das Schulwesen mehr Bedacht genommen hat, so steht sie, was das Glaubensleben, das eigentlich religiöse Element anbetrifft, trotz ihrer Losreißung von Konstantinopel, noch völlig in den byzantinischen Mechanismus gebannt. Ueberall starre, knöcherne Orthodoxie, nur Buchstabendienst und Formenwesen. Schreien bei uns zu Lande einige Heißsporne: „Fort mit der Religion, wir wollen nur noch die Moral haben!“ — so heißt es dort, wenn

auch nicht ausgesprochen und eingestanden, so doch als thatsächliche Maxime: „Was liegt uns an der Moral, an der religiösen Veredlung des Einzelnen, wofern nur die Religion, d. h. das alte Lehrsystem, wie solches durch die ökumenischen Synoden festgestellt worden, unangefochten bleibt!" — Der Kultus ist daher auch nicht viel mehr, denn Ceremonie. Die Priester verrichten hinter der hohen Ikonostasis — der Wand, auf welcher die reich vergoldeten Bilder der Heiligen prangen — im Chor ihren Dienst und zeigen sich gelegentlich einmal unter dem Eingang dem im Schiffe andächtig versammelten Volke. Diesem geistlichen Elende aufzuhelfen, haben Bibel- und Missionsgesellschaften schon längst ihre Augen auf Griechenland gerichtet. Gar bedeutend, oder besser gesagt, besonders sichtbar waren indessen die daherigen Bestrebungen bis jetzt leider noch nicht; vielleicht auch deßhalb, weil es hie und da an der rechten Persönlichkeit gebrach. Dennoch wäre von manch einem lieblichen und reichgesegneten Werk, wie das von Herrn und Frau Hill, zu berichten, und ich denke, die Tausende von Neuen Testamenten und Bibeln, die in die Landessprache übertragen, in den Schulen und beim Volk Eingang fanden, werden ebenfalls Vielen nütze geworden sein „zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Erziehung in der Gerechtigkeit."

Natürlich daß wir Athen nicht verlassen wollten, ohne zuvor dem theuren General, der sich seiner Landsleute so freundlich angenommen hatte, unsere Abschiedsaufwartung zu machen. Der General empfing uns überaus herzlich und schien beim Abschied fast gerührt. Nicht nur wollte er nichts hören von unseren wohl verdienten Dankbezeugungen — war er es ja, der wesentlich dazu

beigetragen, daß der Aufenthalt in Athen für uns so angenehm sich gestaltet hatte und so reiche Erinnerungen in uns zurückließ: der edle Kavalier beschenkte obendrein jeden noch mit einem Prachtexemplar von Türkenpfeife, und bestimmte ein drittes für meinen Vater, den er seit den Knabenjahren noch in gutem Andenken bewahrt hat. Der Kopf, „den er, Gott weiß es, einem Bassen" abgewann, ist „von rothem Thon mit gold'nen Reifchen." Das schlanke Weichselrohr mißt gut seine $4^1/_2$ Fuß und die kostbare Bernsteinspitze ist mit goldverzierten Porzellanstücken unterschnitten. Die Pfeife trägt jetzt den Namen: „Der General Hahn" und hat sich bereits den Ruhm eines Familienstücks erworben. Und wenn meine Buben etwas aus Alt- oder Neu-Hellas hören wollen, so werden sie zuerst den „General Hahn" holen und stopfen müssen, damit aus den feinen Rauchwölklein des türkischen Tabaks der Herr Papa für seine alternde Phantasie neue Nahrung schöpfen könne. Oder trätest du gar in mein Arbeitszimmer, und diese Pfeife würde dir so in die Augen stechen, daß in dir das Gelüste aufstiege, mit mir einen bezüglichen Handel zu schließen, so würde ich mit jenem Alten einfach zu dir sprechen:

„Ich bin ein armer Kerl, und lebe
Von meinem Gnadensold;
Doch, Herr, den Pfeifenkopf, den gebe
Ich nicht um alles Gold."

Nie aber werde ich die Pfeife ergreifen, ohne dabei des wackeren Gebers zu gedenken, den Gott der Herr noch lange rüstig und munter erhalten wolle.

Und schließlich noch einen Gang in den Bazar. Es darf zwar der Bazar Athens in keinerlei Vergleich treten mit denen Smyrna's, Alexandrien's oder Kairo's. Der

geheimnißvolle Zauber, der Duft des Orients, weicht hier mehr und mehr dem nüchternen abendländischen Zuschnitt. Auch ist ja Griechenland beinahe ohne allen Exporthandel. Am meisten kommen noch in Betracht die 20 Millionen Pfund Korinthen (Rosinchen), die jährlich, vorzüglich in den englischen Plumpuddings, verspeist werden. Dann die griechischen Weine, Olivenöl, Tabak und Honig. Ebenso verdienen die Seidenspinnereien erwähnt zu werden. Wie mit der Industrie, so steht es auch mit dem durch eine ungeheure Steuerlast von vorneherein erdrückten Landbau. Es fehlt Griechenland an genügender Bevölkerung, an Wäldern, Quellen und Straßen. Die sinnlose Abholzung der Höhenzüge hat auch hier ihre auf Jahrhunderte nicht mehr zu heilenden üblen Folgen gebracht. Und wird irgendwie ein Stück wieder angeforstet, so kommen die Ziegenheerden und zerstören in kurzer Zeit wieder, was mit viel Mühe erstellt worden ist. Einer üppigen Blüthe erfreut sich dagegen in Griechenland das Räuberwesen, das nicht etwa blos in entlegene Thäler und Schlupfwinkel sich zurückzieht, sondern selbst die unmittelbarste Nähe der Hauptstadt unsicher macht. Als verheißungsvolles Zeichen einer besseren Zukunft dürfen wir — laut einer Privatmittheilung vom Mai 1866 — hier notiren, daß kürzlich eine französische Gesellschaft die Ausbeutung der altberühmten Bleibergwerke in Keratia, auf dem Wege nach Marathon, wieder in Angriff genommen hat; und zwar mit solchem Erfolge, daß die Ansiedlung von Tag zu Tag wächst, daß ein trefflicher Hafen erstellt ist, zu dem in Bälde eine kleine Eisenbahn führen soll. Zwei Dampfschiffe landen wöchentlich, um die erbeuteten Schätze dem Handel zu vermitteln. Allein drei gefährliche Feinde

sind gegen die junge Kolonie bereits im Anzuge. Vorerst ist unter den Arbeitern ein gefährliches Fieber ausgebrochen; sodann mußten die Direktoren durch einen Tribut von einigen hundert Franken monatlich von den umliegenden Räubern den freien Verkehr sich erkaufen; und endlich soll die griechische Regierung, statt dieses schöne Unternehmen nach Kräften zu fördern, durch allerhand Ränke und Kniffe den Franzosen ihr erkauftes Eigenthumsrecht streitig zu machen suchen.

Weitaus am glänzendsten ist Griechenland mit seiner Handelsmarine bestellt, die von den furchtbaren Schlägen, welche sie in den Befreiungskriegen erhalten hat, auf Ende 1861 schon wieder zu der beträchtlichen Höhe gestiegen ist von 4153 Fahrzeugen mit 255,977 Tonnen Gehalt und 23,243 Seeleuten. Die griechischen Matrosen werden als sehr tüchtig geschildert und sind bei fremden Nationen gesucht. Schwunghaft wird auch der Schiffbau betrieben und bietet abendländischen Rhedern bereits eine gefährliche Konkurrenz. Und wenn Rußland so verlangend seine Hand nach der griechischen Halbinsel ausstreckt, so ist es nicht zuletzt die Seetüchtigkeit der Griechen, die es in seinem Interesse, zur Beherrschung des Mittelmeeres, auszubeuten wünschte.

Doch Halt! Welchen Abschweif habe ich meinen Gedanken gestattet. Wir sind ja auf dem Bazar Athens und schlendern da von Bude zu Bude, von Magazin zu Magazin, beschauen uns die schmackhaften Früchte, die bunten Tücher, die alten Waffen und die schönen Verkäufer und Verkäuferinnen, oder die Uhr, die Lord Elgin als großmüthiges Gegengeschenk den Atheniensern zugedacht hat, damit sie nie vergessen sollten, welche Stunde es für sie geschlagen. Höchst angenehm berührte es uns,

daß wir unter diesem Menschengewühl keinen einzigen Betrunkenen wahrnahmen, und daß wir, die wir doch als Fremdländer leicht kenntlich waren, auch nicht im Geringsten durch den anderwärts recht ärgerlichen Straßenbettel belästiget wurden. Da und dort treten wir ein, kaufen einen Stadtplan, eine hübsche Photographie, ein Dutzend Pfeifenköpfe, lange Jasmin-Rohre und Anderes mehr. Mit Hülfe von Hahn's Diener lassen wir uns eine große blecherne Büchse anfertigen und mit circa 20 Pfund feinsten griechischen Tabaks anfüllen. Wie ging's aber damit? Schon im Piräus mußten wir uns die Ausfuhr mit einem tüchtigen Bakschisch ermöglichen. In Messina angelangt, gestattet der Douanier den Eingang nur nach einem fünffränkigen Trinkgeld. Wir sind des Schleppens und Treibens satt. Der Wirth vom Hotel Viktoria schafft uns durch seinen Kommissionär einen Spediteur zur Hand. Der feine, glatte, kleine Mann übernimmt den Schatz und verspricht gegen schriftlichen Attest, den Tabak richtigst an unsere Adresse zu versenden. Wohin er ihn aber spedirt hat, wissen wir zur Stunde nicht. Mir ist, Freund Kommissionär und sein sich Spediteur nennender Helfershelfer rauchen eben jetzt noch auf den schattigen Höhen hinter Messina ganz gemüthlich ihre wohlfeilen Cigaretten.

Wir hatten nun unsere Sieben-Sachen bei einander und gingen „mit fremden Schätzen reich beladen" wohlgemuth unserem Gasthof zu. Bei'r Post fanden wir noch Briefe und die besten Nachrichten von Hause, bei'r Mittagstafel neuangekommene Gäste und eine etwas lebhaftere Unterhaltung. Nach Tisch sollte uns der Wagen noch einmal in schnellem Fluge an den bedeutendsten Denkmälern Athens vorüberführen. Da liegt die Residenz

und der reizende Garten, da die protestantische Kirche und der stille Friedhof. Dort die luftigen Säulen des Zeustempels, hier der Hadriansbogen, das Dionysos-Theater und das Odeon. Langsam rollt der Wagen die Akropolis hinan. Wir steigen aus und gehen nochmals hin zum Niketempel, zur Pinakothek, zu den Propyläen, zum Erechtheion und Parthenon, überall das Bild der geliebten Gegenstände in lebendigen Zügen unserem Herzen einprägend. Unter der Westhalle des Parthenon lassen wir uns auf der obersten Stufe nieder. Eben schickt die Sonne sich an, in die kühle Meeresfluth niederzusteigen. Sie entsendet ihre letzten feurigen Strahlen. Die See ist purpurn gefärbt, der blaue Himmel goldumsäumt. Tief hinten an den Küstenlinien des Peloponnes erhebt sich ein dunkler Kegel, es ist die steile Höhe von Akrokorinth. Aegina, Salamis, von zartem Duft umflort, schlafen träumerisch, gleich einer holden Jungfrau. Im Piräus flimmern die weißen Segel und die blechbelegten Dachzinnen. Und hier oben um uns herum — o, des entzückenden Wunderschauspiels! Wie gemahnt es uns an das zauberhafte Alpenglühen unserer Riesenfirnen! Das todte, kalte Marmorgestein, im Lichte der Abendsonne gebadet, athmet Leben und Wärme. Bald ist es ein glühendes Karmesin, bald ein schmachtendes Rosa, jetzt ein ernstes Violett, in das die stolzen Säulen und Quadern eingetaucht erscheinen. Wie muß es erst gewesen sein, als alle diese Tempel noch in ihrer ganzen Herrlichkeit dastunden und in ihrem Goldschmucke prangten! Allgemach aber wird's dunkler und dunkler zu Thal, und in gespensterhafter Leichenblässe starren uns die stummen Zeugen alter, glanzvoller Zeiten an. Es war eine heilige Feierstunde, die wir da oben durch-

empfinden durften. Unsere Gedanken, zuerst versunken in die glorreiche Vergangenheit des Landes, wandten sich allmälig voll innigster Theilnahme auf Griechenland's Gegenwart und seine unmittelbarste Zukunft. Ach, da ist es auch noch dunkel und erstorben, wie die Natur, die uns umgibt. Griechenland, durch die sich widerstreitenden Interessen der abendländischen Diplomatie von vorneherein an einer gedeihlichen Entwicklung verhindert, glich einem todtgeborenen Kinde. Es ward zu steter Abhängigkeit von seinen sogenannten Schutzmächten verurtheilt, ja der Strohmann, der für alle möglichen Sünden oder Gelüste herhalten mußte. Leopold von Koburg, späterer König der Belgier, dem die griechische Krone in erster Linie angeboten wurde, erklärte es öffentlich, daß die Grenzen Griechenlands ihm zu eng gezogen seien, um eine selbstständige Regierung führen zu können. Dazu kommen gewisse Nationalfehler des Volkes selbst. Vor Allem aus der maßlose Individualismus, das unglückselige, kleinliche Verfolgen von Sonderinteressen und das eitle Sich-Tragen mit den großartigsten Plänen von Weltherrschaft, anstatt die Zeit des Druckes zur inneren Hebung und Kräftigung des Volkes zu benutzen und dasjenige weise zu verwerthen, was man schon hat, ob es auch den Wünschen der Nation lange nicht entsprechen mag. Es fehlt daher nicht an abschätzenden Stimmen, welche die griechische Sache schon jetzt als vollständig verloren ansehen, und die nur noch eine kürzere oder längere Agonie in Aussicht stellen. Andere prophezeien Griechenland ein Vegetiren auf alle Ewigkeit hinaus. Wer aber die Griechen nicht nur aus Athen und Griechenland kennt, sondern weiß, welche tüchtige Kräfte, welche unerschöpflichen Hülfsquellen ihnen in der ganzen Levante zu Gebote stehen; wer namentlich nicht nur an den

Gebrechen und Thorheiten des Volkes herummäkelt, sondern auch seine unleugbaren Tugenden, insonderheit seine unvertilgliche Freiheitsliebe zu schätzen weiß, der wird Griechenland nicht aufgeben, der kann vielleicht schreiben, wie ich es mit völligster Zustimmung jüngsthin in einem geschätzten Schweizerblatt gelesen: „Die Griechen sind die Seele des Orientes, haben aber dieser Seele noch keinen Leib zu geben vermocht," aber er ist fest überzeugt, daß der Leib, und zwar ein stattlicher und ein kräftiger, über kurz oder lang erstehen wird zum Erstaunen und Schrecken der Neider und Feinde, zur großen Freude aber aller Derjenigen, deren Herz für dieses hochbegabte Volk schon jetzt wärmer schlägt. Durch das Dunkel der Nacht sehe ich denn bereits das Morgenroth einer besseren Zeit heranbrechen, und Gott gebe, daß es bald geschehe.

Fast glaube ich, unser Kutscher draußen sei unterdessen dem gleichen Gedankenzuge gefolgt, denn als wir endlich, endlich wieder beim Wagen erschienen, machte er uns durchaus kein verdrießlich Gesicht, ein freudiger Hoffnungsschimmer leuchtete vielmehr aus seinen hellen, geistvollen Augen. Daß wir diesen letzten Abend die Einsamkeit dem bunten Straßengewühl vorzogen, wird Jedermann leicht begreifen. Das Herz war so voll. Und wie sehr wir uns auch freuten, der lieben Heimath nun bald näher und näher zuzueilen, der Abschied von Griechenland kam uns doch recht schwer an. Wir verspürten es wohl, daß wir in diesen Boden uns bereits tiefer eingewurzelt hatten, als wir es selbst ahnten. Nachdem wir unsere Sachen verpackt und die Forderungen des Wirths berichtigt hatten, plauderten wir noch eine gute Weile mit einander, in dem Preise Athens und in den lebhaftesten Sympathien für Griechenland uns ergehend.

Als wir uns zur Ruhe gelegt, war der wolkenlose Himmel noch mit dem hellglänzenden Sternenheer übersäet. Um Mitternacht werde ich plötzlich aus meinem Schlafe aufgeschreckt. Ein gewaltiger Windstoß reißt die beiden Flügel meiner Thüre gegen den Balkon weit auseinander und jagt den Regen bis dicht vor mein Bett. Ein fürchterlicher Sturm fegte über das Land. Am Morgen war es zwar etwas stiller; doch als wir gegen sieben Uhr nach dem Piräus abfuhren, um das auf 9 Uhr erwartete Dampfboot ja nicht zu verfehlen, wirbelten auf der Landstraße die Staubwolken häuserhoch empor und verdeckten uns jegliche Aussicht. Auch hatte die erdrückende Hitze plötzlich einer empfindlichen Kälte Platz gemacht. Im Piräus ward sofort ein Boot bestellt, um uns an Bord schaffen zu lassen. Aber der „Düplex," vom Gegenwind aufgehalten, wollte nicht in Sicht kommen. Die Zeit ein wenig todtzuschlagen, suchen wir eine Restauration auf. Wie wurde da in früher Morgenstunde schon Karten gespielt und gezecht! Der Schmutz erinnert an Eleusis, das Heimelige, Ländliche, Originelle jedoch, das wir dort gefunden, fehlt hier gänzlich. Jetzt mahnen unsere Bootsleute zum Aufbruch. In blinder Hast stürzen wir uns in's Schiff und werden — nicht an Bord, denn der Düplex ließ sich noch nirgends sehen — sondern an einen unwirthlichen Strand gebracht, über welchen der Wind in toller Wuth hinwegsauste, etwa da, wo die Alten die Landzunge Etionia hinverlegten. Die verrätherische Absicht unserer Führer erkannten wir erst dann, als die Schurken das Schiff angebunden und, uns allein im Stiche lassend, weiß Gott nach welcher Himmelsgegend hin sich in einer Kneipe verkrochen hatten.

Sie hatten ihren Zweck erreicht. Ihr Boot war so weit vorgeschoben, daß es dem Ankerplatz des Düplex am nächsten stand, also uns zuerst ausschiffen und zuerst neue Passagiere wieder aufnehmen konnte. Uns aber war das Loos keineswegs auf's Liebliche gefallen. Vor dem heftigen Wind uns zu schützen, legten wir uns flach auf den Boden des Bootes hin und spannten über uns gegen die aus dem Gewölk hervorstechenden Sonnenstrahlen unsere Schirme auf. Zwei volle Stunden mußten wir in dieser peinlichen Lage schmachten und hätten alle Zeit gehabt, uns der verdrießlichsten Stimmung über neugriechische Zustände hinzugeben, als endlich der Düplex uns aus unserer unfreiwilligen Galeerenhaft erlöste. Der Düplex ist ein Prachtschiff erster Klasse, wohl eines der schönsten und größten der französischen Gesellschaft. Welch reiches Leben an Bord! Waaren werden ausgeladen, andere aufgenommen. Der handwerksmäßige Gesang der Matrosen wird von dem Schreien der Bootsführer überwältiget. Da ein herzlicher Empfang, dort ein herzzerreißender Abschied. Ein Reisender entdeckt soeben, daß er seine unentbehrliche Tasche zurückgelassen — aber es ist zu spät. Mit kritischer Miene mustert der Proviantmeister die neuangelangten Gäste und die Cammeriere's haben unendlich viel zu thun, bis sie das Gepäck jedes Herrn und jeder Dame an die gewünschte Stelle geschafft haben. Man macht eine kleine Inspektionsreise, um sich die Art und Weise der Gesellschaft, in die man hineingeworfen worden, zu erforschen. Jetzt hallt durch den wilden Lärm das Kommandowort des Kapitäns. Es rasseln die Ankerketten. Die Maschine fängt an zu schnauben. Rauchwolken entsteigen dem Kamin. Der Wind hat sich gelegt. Das Schiff gleitet sanft und

majestätisch über die Wogen. Ich aber stehe wie gebannt, das Auge stracks gen Norden gerichtet, nach Athen, nach der Akropolis, nach dem Parthenon. Die Linien werden je länger je unbestimmter, je kleiner. Ach, ach, Alles ist verschwunden! Nur Eines bleibt, die Erinnerung, und diese kann mir nie mehr ausgelöscht werden. Gott befohlen, du schönes, du glückliches, du armes Land! O, daß ich dir zurufen dürfte: „Auf Wiedersehen!“